



# ORIENTIERUNG

Nr. 5 59. Jahrgang · Zürich, 15. März 1995

**S**CHON EINE NUR OBERFLÄCHLICHE BEOBACHTUNG des Buchmarktes macht deutlich, daß Jesusbücher unbestreitbar *en vogue* sind. Die Faszination der Gestalt Jesu scheint nach 2000 Jahren ungebrochen. Bei näherem Hinsehen muß freilich auffallen, daß viele Jesus-Bestseller nichts weniger im Sinn haben, als die Botschaft Jesu neu zum Sprechen zu bringen. Häufiger vollzieht sich so etwas wie die Neugeburt des Nazareners aus dem Geist des Kräutertees im Spannungsfeld von freier Liebe, Fußreflexzonenmassage und Reinkarnation, wobei letztere selbstverständlich auf dem Weg von Qumran (Höhle 7) nach Indien stattzufinden hat. Wo das Marketing nach dem Prinzip läuft, daß der Erfolg um so größer ist, je bunter der Unsinn blüht, haben Bücher wie das hier zu besprechende Werk von *Paul Hoffmann*\* kaum eine Chance, zum Bestseller zu werden. Hat sich hier doch einer der international angesehenen katholischen Exegeten aufgemacht, das zu vermitteln, was nach den Kriterien wissenschaftlicher Bibelforschung heute über Jesus und seine Botschaft sowie über die Frühphase christlicher Entwicklung gesagt werden kann.

## Jesus und eine christliche Existenz heute

Der Sammelband vereinigt zwölf Aufsätze bzw. Vorträge der letzten zwei Jahrzehnte und ordnet sie nach drei Themenkreisen. Der erste Teil, der mit seinen sechs Beiträgen fast die Hälfte des Bandes ausmacht, ist den *Perspektiven der Verkündigung Jesu* gewidmet. Es folgt ein Teil über *Ostern und die Anfänge der Christologie*. Den Abschluß bilden drei Beiträge, die unter dem Titel *Von Jesus zur Kirche* versammelt sind. Dem roten Faden, der mit dieser Anordnung inhaltlich gelegt ist, zum Trotz sei Lesern/-innen, die mit der exegetischen Forschung nicht berufsmäßig vertraut sind, empfohlen, den letzten Beitrag des Buches zuerst zu lesen. Es handelt sich dabei um einen Vortrag vor dem internationalen Forum deutschsprachiger Basisgemeinden aus dem Jahre 1993, der im selben Jahr in der *Orientierung* erschien. Hier bietet sich Nichtfachleuten ein guter Einstieg, denn Hoffmann zieht unter dem Titel «Christliche Gemeinde zwischen messianischer Utopie und Realität» so etwas wie ein Resümee der vorangegangenen Arbeiten, und er tut dies unter weitgehendem Verzicht auf schwierige Fachterminologie.

Vom apokalyptischen Horizont jesuanischer und frühchristlicher Verkündigung geht der Weg über die kritische Korrektur Jesu an solchen Vorstellungen bis zu einer möglichen Rezeption in heutigen Gemeindekonzepten. Die apokalyptische Hoffnung darauf, daß Gott *an jenem Tag* das Elend menschlicher Geschichte beenden und Unrecht und Unfreiheit radikal beseitigen wird, teilt Johannes der Täufer mit einem breiten Strom jüdischer Frömmigkeit, und sie kommt in den apokalyptischen Texten des Neuen Testaments, vor allem der Johannesoffenbarung, erneut zum Zug. Diese messianische Utopie darf man nicht sofort «als verzweifelte Projektion Besiegter abtun oder als «Opium des Volkes» verdächtigen» (350). Allem möglichen Mißbrauch als Vertröstung auf den «St. Nimmerleinstag» zum Trotz muß ein solcher religiöser Entwurf als realer Protest gegen das Elend verstanden werden, der es erlaubt, jede menschliche Herrschaft kritisch zu hinterfragen. «Das Elend wird als Elend, das Unrecht als Unrecht denunziert. Von der Antike bis in die Neuzeit hinein stellt diese Erwartung der endzeitlichen Umkehrung der jetzt herrschenden Unrechtsverhältnisse den Gegenpol dar gegen alle Versuche, irdische Herrschaft als gottgewollte zu sanktionieren und ihr eine ideologische Rechtfertigung zu geben.» (351)

Diese antike Variante politischer Theologie weiß, daß die Herren dieser Welt nicht die wahren Herren sind, daß ihre Macht nur eine sekundäre ist, die durch die absolute Macht Gottes, des eigentlichen Herrn und Königs, radikal in Frage gestellt wird. Vor diesem theologischen Horizont erscheint der Johannesoffenbarung die Weltmacht Rom nicht als die große Friedensstifterin der Völker, sondern als blutgierige Hure Babylon, die alles zerstört, was in ihren Machtbereich gerät. Dem entsprechend kann

### NEUES TESTAMENT

**Jesus und eine christliche Existenz heute:** Faszination der Person Jesu – Historisch-kritische Studien zu Jesus und seiner Geschichte von *Paul Hoffmann* – Perspektiven der Verkündigung Jesu – Apokalyptische Hoffnung und Protest gegen das Elend – Zur universalistischen Option der Predigt Jesu – Christliche Gemeinde als Sakrament des Heils – Jesu Lehre von der Ehe – Ostern und die Anfänge der Christologie – Der weite Weg von Jesus zur Kirche.

*Joachim Kügler, Bonn*

### LYRIK

**Bad side poetry:** Neue Lyrik von *Durs Grünbein* – Die ehemalige DDR als biographischer Hintergrund – Variationen auf kein Thema – Bewußtseinserforschung in der neuen Freiheit – Offenheit für neue Situation und Skepsis gegenüber Sinnangeboten – Sensibles Eingehen auf Alltagsphänomene – Eine Anthologie von Sterbefällen – Grundgefühl des Schreckens angesichts von Leere und Beliebigkeit.

*Wilfried Köpke, Hannover*

### FILM/GEWALT

**Maleficio, ergo sum:** Zu *Oliver Stones* Film «Natural Born Killers» (2) – Verschiedene Strategien der Rechtfertigung von Gewalt – Semi-religiöse Apologie der Gewalt – Naturmagisch-mythische Schicht der Filmsprache – Ingredienzen christlicher Traditionen in satanistischer Verkehrung – Der todbringende «schwarze Engel» – Die Rede von Schicksal und Vorsehung – Erinnerungen an die apokalyptischen Reiter – Die Hauptperson als Inkarnation der Coolness – Allseitige Katharsis im Horizont des Religiösen? – Stones widersprechende Äußerungen über die beabsichtigten Wirkungen seines Films – Zur widersprüchlichen Konzeption der Filmprotagonisten – Gewalttätige Außenseite gegen eine romantisch sensible Innenseite. – Zur fragwürdigen Moral eines «moralisierenden» Films.

*Reinhold Zwick, Regensburg*

### ZEITGESCHICHTE

**Sarajevo – meine humanitären Erfahrungen:** Impressionen und Reflexionen von einer Reise zu Beginn des Jahres 1995 – Wenn Religionsführer wie Politiker reden – Ein Zuhause auf Abstellgleisen – Politische Instrumentalisierung des Papstbesuches in Kroatien – Wenn Religion verkrustet ist – Die Bewohner von Sarajevo haben sich entschlossen, optimistisch zu sein – Das zynische Gesicht der normalen Realpolitik – Welche Chancen noch hat humanitäres Handeln?

*Rupert Neudeck, Troisdorf b. Köln*

der römische Kaiser auch nicht der göttliche Heilsbringer sein, als der er im Kaiserkult verherrlicht wird.

Die einzige Heilsgestalt, auf die es ankommt, ist das Lamm Gottes, der gekreuzigte Jesus. Seine Gemeinde negiert jeden Absolutheitsanspruch der Regierenden und bewährt sich im Widerstand gegen die herrschenden Mächte. In diesem Widerstand ist sie schon jetzt ausgerichtet auf die Utopie einer neuen Schöpfung, in der der Tod überwunden, jede Träne getrocknet und jede Mühsal aufgehoben ist. Hoffmann verweist allerdings auch ganz klar auf die dualistische Schlagseite jeder apokalyptischen Konzeption. Es gibt da eben immer nur Schwarzweißbilder: Gott und Satan, Gut und Böse, Erwählte und Verdammte, wir und die anderen. Gerade als politisch brisante Theologie geraten apokalyptische Entwürfe schnell in die Gefahr, im Gegenteilwurf zu den bestehenden Machtssystemen, die Grundstruktur dieser Systeme nicht wirklich zu überwinden, sondern nur spiegelverkehrt abzubilden.

### Jesu Korrektur am apokalyptischen Denken

Da ist es notwendig und heilsam, sich auf die Korrektur Jesu an apokalyptischem Denken zu besinnen. Jesus kannte ja entsprechende Denkmuster aus der prophetischen Verkündigung seines Lehrers Johannes, hat sich dann aber davon gelöst und eine Botschaft verkündet, in der die apokalyptische Hoffnung überholt wird. Jesus überläßt den kommenden Gott nicht der visionären Schau des Apokalyptikers, sondern legt ihn als Ermöglichungsgrund gegenwärtiger Geschichte aus. Die mit Gott versöhnte Welt ist nicht nur ein Traum der Endzeit, vielmehr bietet der Herrschaftsantritt Gottes im Hier und Jetzt schon die reale Chance eines geheilten und befreiten Lebens. «Was die Apokalyptik in zwei Epochen auseinanderlegte, in diese böse und in die kommende Welt, sieht Jesus in einem dialektischen Ineinander.» (354)

Ist der «kategorische Indikativ» der Gnade als Kern der Botschaft Jesu zu sehen, so ist damit ein Zerlegen der Menschheit in schlechthin Gute und schlechthin Böse nicht mehr möglich. Gott spricht ein bedingungsloses und unwiderrufliches Ja zu seinem Geschöpf und gibt dem Menschen, allen Menschen, so die Chance, aus dem verkehrten Leben der Selbstentfremdung und Gottlosigkeit aufzubrechen, hin zu einem neuen Leben wahrer Menschlichkeit und auch Mitmenschlichkeit. «Weil Gott zu mir ohne Vorbedingungen Ja sagt, kann auch ich zu mir und meiner Lebensgeschichte Ja sagen; gewinne ich die Sensibilität für den anderen, «muß» ich konsequenterweise auch zum anderen Ja sagen, weil auch er in der gleichen Weise wie ich von Gott akzeptiert ist.» (355)

Jesus geht es nicht darum, daß der Mensch seinen Gott sucht und sich dessen Nähe durch ethische oder fromme Leistungen verdient, sondern um das heilende Handeln Gottes. Gott sucht den Menschen und schenkt ihm ohne Vorbedingung und Vorleistung seine Nähe. Ist diese Nähe Gottes eine unmittelbar geschenkte, so werden heilsmittlerische Instanzen überflüssig. Dies trifft den Tempelkult ebenso wie die rituellen Frömmigkeitsleistungen des Alltags und die Gebote des mosaischen Gesetzes. Die konkrete Wahrheit des Gottes Jesu zeigt sich nicht anders als in den jeweiligen geschichtlichen Situationen. Dort gilt es, den Willen Gottes zu entdecken und ihm in spontaner Herzlichkeit zu entsprechen.

### Die Berufung der christlichen Gemeinden auf Jesus

Mit der Relativierung der traditionellen «Heilmittel» ist natürlich auch eine Infragestellung der späteren Kirche verbunden. Hoffmann hält es nicht für möglich, zur Begründung von Kirche auf einen expliziten Stiftungswillen Jesu zurückzugreifen.

\* P. Hoffmann, Studien zur Frühgeschichte der Jesus-Bewegung, Verlag Katholisches Bibelwerk, Stuttgart 1994 (Stuttgarter Biblische Aufsatzbände, Neues Testament, 17).

Ein solcher ist historisch einfach nicht nachzuweisen. Daß es zur Bildung von christlichen Gemeinden und Kirchen kam, ist geschichtlich bedingt und hat insofern einen legitimen Grund in der Botschaft Jesu, als diese (durchaus in Entsprechung zu prophetischen Traditionen des AT!) einen universalistischen Grundzug aufweist, der den Rahmen einer ethnisch gebundenen Religion übersteigt und das Heil aller Völker anzielt. Insofern ist der Übergang zur Heidenmission zwar von Jesus nicht in Auftrag gegeben, aber doch implizit angestoßen worden. Und mit dem Verlassen ethnischer und nationaler Bindungen mußte notgedrungen eine neue Sozialform des Glaubens gefunden werden, eben «das neue Gottesvolk», die Gemeinde, die Kirche. Will diese nun dauerhaft mit Jesus verbunden bleiben und sich mit Recht auf ihn berufen, so muß sie dem jesuanischen Universalismus der Gnade gerecht werden, dem sie ihre Existenz verdankt. Sie muß sich darüber im klaren sein, was ihr Standort in der umfassenden Heilsbewegung Gottes auf die Welt hin ist. So kann sie sich selbst nicht anders verstehen als eine offene Sammlungsbewegung, die der Initiative Gottes dient, welche aber nicht nur ihr, sondern der ganzen Welt gilt.

Im Blick auf die mögliche Aktualisierung dieses neutestamentlichen Befundes warnt Hoffmann vor den fatalen Folgen einer kirchlichen Selbstabschottung. Wo sich Kirche als ausschließliche Mittlerin des Heils über eine böse Welt erhob, alle anderen aber als Verworfenen verteufelte, haben immer schnell die Scheiterhaufen gebrannt. Diese Lehre der Kirchengeschichte müssen all jene Bewegungen und Gruppen beherzigen, die sich heute daran machen, Alternativen zu großkirchlichen Strukturen zu entwickeln. Angesichts der vielfältigen Verflechtungen moderner Kirchen mit staatlicher, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Macht scheint nichts anderes als eine Gratwanderung möglich zu sein. Es geht um Mut zu Kritik und Kontrast ohne autoritäre Verhärtung, um Parteinahme für die Armen und Benachteiligten ohne totalitäre Vereinnahmung.

Bei aller gebotenen Distanz zur Barbarei der vom Kapitalismus geprägten Weltgesellschaft brauchen engagierte Christen/-innen immer auch die anderen. Hier ist eine unideologische Solidarität gefordert, um der Menschen willen. Unter Verweis auf den späteren Kardinal Ratzinger betont der Autor die universale Angewiesenheit aller Menschen, Christen und Nichtchristen, auf Gottes unbedingte Gnade. Hier liegt die theologische Basis für eine Gemeinde, die sich nicht als abgeschlossene Gegenwelt der «bösen Gesellschaften draußen» kontrastiv gegenüberstellt (und dabei im Gegenteilwurf ungewollt die zwanghaften Strukturen der Außenwelt in ihrem Innern wiederholt), sondern sich als das versteht, was sie in der Perspektive Jesu nur sein kann, nämlich ein offenes System in der Welt, das der Solidarität Gottes mit der Welt dienen will und deshalb auch selbst Solidarität mit der Welt, also letztlich mit allen Menschen, versucht.

Gemeinde darf sich also nicht als Selbstzweck sehen, sondern als Sakrament des Heils, als Wegzehrung und Rückenstärkung für die, die sich auf den Weg Jesu einlassen. «Wir brauchen die Erinnerung an Jesus von Nazareth im gemeinsamen Gespräch, im gemeinsamen Lesen der Bibel, im Gebet, in der gemeinsamen Feier des Herrenmahls als der zeichenhaften Vorwegnahme jenes Festmahles, das Gott allen Völkern bereiten will, eben jener völkerumgreifenden neuen Gemeinschaft. In diesem Sinn ist christliche Gemeinde voll zu bejahen, ist die Erfahrung unserer Zusammengehörigkeit, wie auch unserer Verschiedenheit lebensnotwendig.» (364)

Ist hier ganz bewußt die Brücke zum aktuellen Ringen um die Zukunftsgestalt von Kirche geschlagen, so wird in den ersten beiden Teilen des Buches der wissenschaftliche Grundstein dafür gelegt. Im ersten Abschnitt stellt Hoffmann die zentralen Perspektiven der Botschaft Jesu dar. Zunächst geht es um die einfache und konkrete Rede Jesu von Gott. In Erwiderung einer kirchenamtlichen Forderung, den einfachen Glauben vor den kritischen Theologen zu schützen, wird hier dargelegt, wie historisch-kritische Arbeit ihren Beitrag leistet, um den ein-

fachen Glauben Jesu wiederzuentdecken – einen Glauben, der um die unbedingte Güte Gottes kreist und sich in der Identität von Reden und Tun an die einfachen Menschen richtet. Der Gott Jesu wird beschrieben als ein Gott, der sich der Welt als seiner Schöpfung erneut zuwendet, der der Gott aller Menschen sein will und dessen Liebe besonders denen gilt, die auf der Schattenseite des Lebens stehen.

Die folgenden fünf Beiträge entstammen alle dem Band «Jesus und eine christliche Moral», den Hoffmann in den 70er Jahren zusammen mit Volker Eid herausbrachte, ein bis heute unübertroffenes Beispiel fruchtbarer Zusammenarbeit zwischen Bibelwissenschaft und systematischer Theologie. Die Beiträge handeln von der Reich-Gottes-Verkündigung Jesu und der Option für die (real) Armen, der Begründung einer neuen, nicht-repressiven Ethik in den Antithesen, der Kritik patriarchaler Strukturen durch die jesuanische Sicht der Ehe, der Überwindung sozialer und politischer Gegensätze durch die Kreativität der Feindesliebe und vom Herrschaftsverzicht als Vorwegnahme der endzeitlichen Umkehrung der irdischen Ordnungen. Im Hinblick auf die aktuelle Debatte um den rechten kirchlichen Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen soll hier nur auf den Abschnitt über die Lehre Jesu von der Ehe (95–117) näher eingegangen werden.

### Jesu Lehre von der Ehe

Nach einer literaturgeschichtlichen Vorbemerkung beschreibt der Verfasser das jüdische Verständnis von Ehescheidung und Ehebruch. Die Schilderung der patriarchalischen und letztlich polygamen Eheauffassung des zeitgenössischen Judentums wird dabei nicht als dunkle Folie, vor der Jesus als Lichtgestalt um so wirkungsvoller glänzen kann, benutzt. Es geht einzig darum, den gemeinsamen kulturellen Horizont, vor dem Jesus mit seinen Hörern/-innen kommuniziert, zu vergegenwärtigen, damit die Aussageabsicht des Nazareners auch richtig verstanden werden kann – schließlich heißt Verstehen immer, die Frage zu finden, auf die eine Aussage antworten will. So wird erst vor dem Hintergrund einer Ehemoral, die ganz vom Mann her denkt und dessen Rechte schützen will, deutlich, daß das Scheidungsverbot Jesu keineswegs einer moralischen Verschärfung dienen will, sondern ganz entschieden die Rechte der Frauen im Blick hat. Es geht Jesus vor allem um die provokative Umkehrung geltenden Rechts zum Schutze der Frauen vor der institutionalisierten Willkür der Männer.

Wenn Hoffmann dann die Geschichte der Weisung Jesu in den frühen christlichen Gemeinden rekonstruiert, so wird dabei klar, wie flexibel die ersten Generationen mit dem jesuanischen Erbe umgehen konnten. Sowohl in den synoptischen Evangelien als auch bei Paulus finden sich Modifikationen, die Jesu Weisung auf die Lebenswirklichkeit der Gemeinden hin aktualisieren und lebbar machen wollen. Bei aller Treue zur Weisung des Herrn faßte man seine Worte offensichtlich nicht als Gesetz auf, sondern eher als regulatives Leitwort, das immer neu ausgelegt werden muß. Der Autor zieht – in trauter Zweisamkeit mit dem späteren Präfekten der Glaubenskongregation – daraus den Schluß, daß auch die Kirche heute die Weisung Jesu nicht legalistisch mißdeuten darf. Jesu Weisung will selbstverständlich richtungweisend sein, greift aber hinter die Ebene des Gesetzes zurück auf den Ursprung im Schöpfungswillen Gottes, um die Menschen, besonders die Frauen, von der Vergewaltigung durch einen menschenverachtenden Legalismus zu befreien. Deshalb darf diese Weisung nicht selbst als Basis eines gesetzlichen Rigorismus, der den Menschen und sein Leben erneut zu vergewaltigen droht, benutzt werden. Ein solches Vorgehen wäre auch dann als Verrat an Jesus zu sehen, wenn es sich selbst als unverbrüchliche Treue zur Weisung des Herrn verstünde.

Im Zentrum des zweiten Hauptteils steht der gewichtige Beitrag über den Glauben an die Auferweckung Jesu. Es ist die erweiterte Fassung des Artikels, der 1979 für die «Theologische Realenzyklopädie» entstand. Wer sich präzise und zuverlässig über

die Entstehung und Entwicklung des urchristlichen Osterglaubens informieren will, ist hier immer noch an der besten Adresse. Dem Charakter eines Lexikoneintrags entsprechend, arbeitet Hoffmann hier streng religionsgeschichtlich und verzichtet auf jede Form von Aktualisierung. Überzeugend zeichnet er den Weg von den urchristlichen Bekenntnisformeln und den ersten Zeugnissen der Ostererscheinungen bis hin zu den Erzählungen der Evangelien vom leeren Grab. Als den historischen Kern der Entstehung des Osterglaubens rekonstruiert er die visionäre Erfahrung der Jünger, daß Jesus lebt. Gott hat ihn nicht im Tode gelassen, sondern sich – in deutlichem Widerspruch zum schändlichen Tod am Kreuz – zu Jesus bekannt und ihn und seine Botschaft über den Tod hinaus in Kraft gesetzt.

### Zur Entwicklung der Christologie

Bisher unveröffentlicht war ein Beitrag über die «Problematik der christologischen Karriere des Jesus von Nazareth». Hier geht Hoffmann der Frage nach, welche Rolle der Entwicklung der Christologie, verstanden als Prozeß fortschreitender Divinisierung, im Gesamtrahmen der frühchristlichen Konsolidierungs- und Institutionalisierungsprozesse zukommt. Dabei werden drei Etappen in Blick genommen: Jesus selbst, die Anfänge der Christologie in den palästinischen Gemeinden und die Hellenisierung im außerpalästinischen Traditionsbereich. Der Verfasser wehrt sich dagegen, die Entwicklung nur als Verfallsgeschichte zu sehen, gibt allerdings zu bedenken, daß an sich notwendige Aktualisierungs- und Transformationsvorgänge immer auch ihren Preis haben. Deshalb darf und muß gefragt werden, was an jesuanischem Erbe bei den Übersetzungen in immer neue kulturelle, soziale und religiöse Kontexte verloren ging und eventuell gegen den faktischen Verlauf der Christen-tumsgeschichte neu eingebracht werden muß. Im Hintergrund steht dabei die aktuelle Frage, ob angesichts des neuzeitlichen Abschieds von der Metaphysik überhaupt noch sinnvoll an der hellenistischen Rezeptionsgeschichte Jesu und den daraus resultierenden, «in der Dogmatik zu beobachtenden ideologischen Eiertänzen» (258) festgehalten werden kann.

Der Weg Jesu vom verachteten und gehängten Wanderpropheten aus Galiläa zum präexistenten Gottessohn und schließlich zur zweiten Person in dem trinitarisch begriffenen *einen* Gott beginnt beim Selbstbewußtsein Jesu, das sich religionssoziologisch am besten mit der Kategorie des Propheten beschreiben läßt. Allerdings dürfte schon Jesus selbst diese Bezeichnung für sich und auch für Johannes den Täufer nicht als ausreichend angesehen haben. Beide werden nämlich als Gottes letzte Boten verstanden, was keine Wesensaussage bedeutet, sondern klar-machen soll, daß sich an ihrer Botschaft das endzeitliche Geschick ihrer Adressaten/-innen entscheidet. Jesus scheint für sich die Rolle eines Zeugen, Bürgen, Fürsprechers und Anklägers im Endgericht beansprucht und mit seiner Rehabilitierung durch Gott gerechnet zu haben. Dieses außerordentliche Sendungsbewußtsein Jesu artikuliert sich ohne Verwendung messianischer Titulatur. Vorstellungen von göttlicher Wesenheit, himmlischer Präexistenz oder göttlicher Zeugung sind in diesem Zusammenhang historisch nicht nachweisbar.

Im palästinischen Traditionsbereich ist der entscheidende Fortschritt der, daß Jesus als der kommende Herr gesehen wird. Hoffmann sieht hier eine durchaus kühne Übertragung von alttestamentlichen Zügen der Jahwe-Theophanie auf Jesus als den eschatologischen Mandatsträger Gottes. Damit bewegt man sich aber durchaus im Rahmen des apokalyptischen Denkens des zeitgenössischen Judentums und orientiert sich noch streng am monotheistischen Glaubensbekenntnis, versucht allerdings in diesem Rahmen, die endgültige Bedeutung Jesu und seiner Botschaft deutlich zu machen. Das Jesus-Ereignis ist keine Randepisode des Weltgeschehens, sondern hat universale Geltung. Deshalb muß Jesu Botschaft weitergetragen, sein Wirken in Israel fortgeführt werden. Dieser Versuch, die bleibende Bedeutsamkeit Jesu zu sichern, muß gewiß positiv gewertet wer-

den, selbst wenn die damit verbundene Reapokalyptisierung die Gefahr in sich trägt, den Gegenwartsaspekt der Botschaft Jesu zu verdunkeln.

Beim Übergang in den hellenistischen Kulturbereich, der sich neuteamentlich vor allem mit den Schriften des Paulus verbindet, steht die Verkündigung zunächst noch im Kontext der Erwartung des kommenden Herrn. Das Verständnis dieser Erwartung ist allerdings schon geprägt von hellenistischer Kult- und Königsterminologie, wenn von der Erscheinung (Parusie) des Kyrios gesprochen wird. Der wiederkommende Jesus heißt nun Sohn Gottes. Ihm wird die Funktion zugeschrieben, im bevorstehenden Vernichtungsgericht die Seinen zu retten. Als der erhöhte Sohn Gottes seit der Auferstehung hat Jesus auch eine präsentische Retterfunktion, die dem einzelnen kultisch vermittelt wird: Taufe wird nun verstanden als Übergang vom Tod zum Leben, Heil als Errettung aus den Zwängen der Todesmächte und Teilhabe am göttlichen Leben, das der Kyrios vermittelt. Die Betonung der präsentischen Herrschaft des erhöhten Herrn ist die christologische Entsprechung zu einer durch das Lebensgefühl des Hellenismus bedingten Weise der christlichen Heilserfahrung. Die Rede von der «Sendung des Sohnes Gottes», die in diesem Zusammenhang auftritt, wird im hellenistischen Kontext nicht mehr nur als Fortsetzung prophetischer Berufungstradition aufgefaßt, sondern meint nun das Eintreten eines bei Gott von Anfang an existierenden himmlischen Wesens in eine irdische Existenz. Eine wichtige, vermutlich die entscheidende Vorgabe für diese Konzeption liefert die Weisheitsspekulation des hellenistischen Judentums. Die Vorstellung von einer präexistenten Weisheit bietet eine Struktur, die ganz einfach dadurch christianisiert werden kann, daß Jesus die Rolle der Sophia einnimmt. Er kann damit als präexistenter Schöpfungsmittler und generell als die zentrale göttliche Heilsgestalt gedacht werden.

Hoffmann betont, daß es sich bei diesen Entwicklungen nicht um die Elaborate theologischer Schreibtischtäter handelt, sondern um die religionsgeschichtlich durchaus naheliegende Artikulation enthusiastischer Erfahrungen in den christlichen Gemeinden. Wie nahe für hellenistisch geprägte Menschen ein solches Denken lag, wird daran deutlich, daß nicht das göttliche Wesen Christi, sondern der historische Jesus zum Problemfall der weiteren Entwicklung wurde. Wie die Lehre vom Scheinleib Jesu im Dokerismus zeigt, meinte man, auf den irdischen Jesus weit eher verzichten zu können als auf das göttliche Wesen. Mit dieser Geringschätzung des Menschen Jesus, die nicht nur in explizit häretischen Kreisen gegeben war, konnte leicht eine Vernachlässigung der Botschaft des irdischen Jesus einhergehen. Es wird wohl kein Zufall sein, wenn uns die gesamte hellenistisch geprägte Literatur des frühen Christentums (Paulus, die Deuteropaulinen, das Johannesevangelium und der Hebräerbrief) so gut wie keine Information über die Verkündigung Jesu hinterlassen hat. Im Mittelpunkt steht Jesus als Verkündigter, nicht als Verkündigender. Hoffmann äußert in diesem Zusammenhang die Vermutung, man müsse vielleicht «die Ausbildung der Gattung der Evangelien mit ihrem betonten Rekurs auf den Jesus der Geschichte als Versuch ansehen, diesem enthusiastischen Trend entgegenzuwirken, der Jesus in eine religiöse Chiffre aufzulösen droht» (270).

Dieser Vermutung ist uneingeschränkt zuzustimmen. Schließlich orientieren sich die Evangelien an den Konzepten griechisch-hellenistischer Geschichtsschreibung, und diese verdankt ihr Entstehen nicht zuletzt dem Widerspruch gegen die charismatisch begründete, auf die Wirkung der Musen zurückgeführte Erfindungsgabe der Dichter. Hoffmann läßt am weit verbreiteten frühchristlichen Enthusiasmus positiv gelten, daß er im Unterschied zur Gefahr des Legalismus und der Reapokalyptisierung im palästinischen Judenchristentum den Gegenwartsaspekt der Botschaft Jesu und ihre emanzipatorische Sprengkraft weit besser bewahrt. Kritisch merkt er aber an, daß die Auffassung vom Heil als einer primär jenseitigen, den einzelnen betreffenden Größe fast zwangsläufig einen Verlust der

geschichtlich-sozialen Dimension christlichen Glaubens mit sich bringt. So unausweichlich die Inkulturation in die hellenistische Universalkultur für das Fortbestehen des Christentums auch war, die Folgekosten dieses Modernisierungsprozesses waren erheblich. Letztlich haben sie den «Grund gelegt für die verhängnisvolle Diastase von Glaube und Welt, Religion und Politik, Kult und Praxis, die in verschiedenen Spielarten die Christentumsgeschichte bis in die Gegenwart begleitet» (272). Im Rahmen dieser Besprechung ist es nun leider nicht möglich, auf alle Beiträge des Bandes näher einzugehen, so reizvoll das auch wäre. Generell kann abschließend nur festgestellt werden: Wenn der Verfasser in seinem Vorwort diesem Sammelband vor allem dokumentarischen Charakter zuschreibt, so ist das als vornehmes *understatement* durchaus ehrbar, wird aber der Bedeutung des Buches keinesfalls gerecht. Aufgrund der geschickten Auswahl und Anordnung der Beiträge und natürlich vor allem aufgrund von deren Inhalt wird man diesen Band mancher Veröffentlichung vorziehen, die mit dem hohen Anspruch einer «Theologie des Neuen Testaments» auf den Markt gekommen ist. Die akribische historische Arbeit, das interpretatorische Geschick in Verbindung mit dem Mut zur Parteinahme in aktuellen Auseinandersetzungen machen das Ganze zu einer intellektuell spannenden Lektüre für alle, die bereit sind, ohne Scheuklappen die Anfänge des Christentums mit ihren realisierten und verpaßten Chancen wahrzunehmen und auch unkonventionell über die künftige Sozialform des Christentums nachzudenken.

Wer nicht gern über den Tellerrand des real existierenden Christentums hinausblicken mag, wird sich über Hoffmann und manch spitze Bemerkung fürchterlich ärgern. Wer nicht daran glauben mag, daß sich auch in entschiedener Kritik ehrliche Sorge und ein blutendes Herz birgt, der sollte das Buch lieber gar nicht erst zur Hand nehmen. Wer aber in den Auseinandersetzungen der Gegenwart eine biblisch fundierte Orientierung sucht, wird hier fündig werden. Vor allem ist hier zu lernen, daß manches, was sich heute als Traditionalismus verkauft, im Grunde nur Etikettenschwindel ist, hinter dem sich nichts anderes verbirgt als die ängstliche Festschreibung *vergänger* Modernisierungsprozesse, während *aggiornamento* am Ende des zweiten Jahrtausends wohl am besten im ebenso kreativen wie urkonservativen Rückgriff auf ganz alte Traditionen gelingen mag.

Joachim Kügler, Bonn

## Bad side poetry

Neue Lyrik von Durs Grünbein

«Ich selbst sehe mich nicht wirklich als jemanden, der jetzt primär DDR-Erfahrungen verarbeitet. Aber in Amerika haben mich die Leute gefragt, von welcher Seite aus Berlin ich denn nun komme <free side or bad side>. Und da hat es mir erstmals Freude gemacht, so 'ne zynische Freude zu sagen: <O.K. – it's bad side poetry>. Ich habe offensichtlich auf der falschen Seite gelebt, die falschen Impressionen aufgenommen, mich mit falschen Ideen gefüttert und mußte doch damit zurande kommen, auch künstlerisch.»<sup>1</sup>

Ostalgie als Lebensgefühl ist Durs Grünbein fern. Er verlangt von westdeutschen Leserinnen und Lesern keinen Dissidenten- oder Zukurzgekommenen-Bonus. Seine Biographie pflegt mehr der Verlag als er selbst. Die ost-westlichen Rechtfertigungen interessieren ihn nicht. Durs Grünbeins neue Gedichtbände<sup>2</sup> lassen die Wende hinter sich, nicht aber die DDR als biographischen Hintergrund des Dichters, der in Dresden geboren und

<sup>1</sup> Aus einem Gespräch mit Durs Grünbein am 17. Januar 1995.

<sup>2</sup> Durs Grünbein, Falten und Fallen. Gedichte. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1994, 128 S.; Den Teuren Toten. 33 Epitaphe. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1994, 50 S.

aufgewachsen ist. *Falten und Fallen* und *Den Teuren Toten* sind geprägt vom Lebensgefühl des 32jährigen, dem Wohnort Berlin, den Reisen. Im Gedichtband *Schädelbasisektionen*, mit dem er 1991 den Durchbruch in den Feuilletons erlebte, war das noch anders. Grünbein wurde als Lyriker der Wende gefeiert. Jetzt sucht er den «langsameren Reflex».

*Variation auf kein Thema* überschreibt Grünbein den ersten Zyklus von *Falten und Fallen*. «Fortfahren ... wohin? Seit auch dies/Nur der fällige Ausdruck/für Flucht war, für Weitermachen/Gedankenvoll oder -los» (11). Die ersten Zeilen geben die Perspektive an: Bewußtseinsforschung. In der neuen Freiheit reibt sich eine Generation, Ost wie West, nervös die Augen. Staatliche Einheit kann ihr die eigene Lebensgestaltung nicht ersetzen. Sie haben die Zweistaatlichkeit nicht als Trennung, höchstens als Beschränkung erlebt. Der Alltag fernab von Einheitswehen oder sie betäubendem nationalistischem Dekor kommt poetisch-leise, melancholisch-nüchtern, fremd: «Der Schatten des Eigenen nimmt der Welt ihr Gewicht» (51). Grünbein ist sparsam mit dem lyrischen Ich. Personalpronomina benennen meist ein Du, ein Er, ein unbestimmtes Wir. «Denk von den Wundrändern her, vom Veto/Der Eingeweide, vom Schweigen/Der Schädelnähte ...» (38). Die Verbindlichkeiten von Enjambements, metrischen Formen, selbst von einem geschlossen gereimten *Dezemberrëim* täuschen, brechen ab, hören auf. Die formalen Elemente stehen im Dienst der Verfremdung, der Distanz. Grünbein beobachtet. Seine naturwissenschaftlichen Termini, seine Assoziationen an Auschwitz: «Und ob Seife noch immer aus Knochen/Gemacht wird, der Schaum/Auf den Handlinien trocknend, sagt nichts ...» (14), seine Bilder von Evakuierung, Krieg, Erinnerungen an die Sowjetunion – alles das sind «Begriffsimpressionen», Alltagsbewußtseinsstände, mit denen er aufwuchs, mit denen er lebt: «Gezeugt im verwunschenen Teil eines Landes/Mit Grenzen nach innen, war er Märchen gewöhnt./Grausamkeit. Daß der Himmel zu hoch hing./Grund für die Kindheitsfieber, machte ihn platt ...» (59). Zu viele Fremdwörter, zu krasse Bilder packt er in einige Gedichte. Wie an einer Fernbedienung zappt er den Leser durch seine Bilderwelten. Im Gedicht fällt auf, was in Zeitungen längst selbstverständlich ist, wer zuckt dort noch zusammen bei schamlosen Worten wie Hühner-KZ, deutsche Schicksalsgemeinschaft oder Ausländerproblem.

### Spätgeburten

Leute in seinem Alter seien mit Tabus groß geworden, mit ideologischen Belastungen, mit Denkverboten – antifaschistischen, feministischen, politischen. Er habe den Eindruck, über viele Differenzen hinweg operieren und denken zu müssen. Sein jungenhaftes Gesicht verliert ein Grinsen: «Jemand, der aus der DDR kommend weiterhin literarisch arbeitet, ist einem Gleichaltrigen in Kanada sehr viel näher, weil der auch das Motiv der ganz anders gemischten Gesellschaft formulieren muß.» Durs Grünbein, ganz in Schwarz gekleidet: Schuhe, Jeans, Sweat-Shirt, modische Brille, hat den Anschluß an die «europäische Moderne gesucht»: Gefunden hat er eine Gesellschaft, «in der der politisch-topographische Raum neu vermessen» wird. Nur auf dem Marktplatz der politischen Ideen darf in Deutschland nicht offen gehandelt werden. Er nennt es einen Fluch, wünscht sich manchmal amerikanische Verhältnisse.

Die große Offenheit als Wunsch korrespondiert mit der Skepsis gegenüber allen Sinn- und Stabilitätsangeboten: «Vom Vorbeiziehen der Wolken beleidigt, führst du/Spätabend Prozesse gegen den unbekanntenen/den analytischen Gott .../Kaum hörst Du Dich sprechen, trübt ein Verdacht jedes Wort./Daß dir jemand gefolgt sei, du selbst, dein/Grammatischer Schatten ...» (109). Den Lifestyle-Experten schreibt er das Titelgedicht in den *Leben-light-Reader*: «Leute mit besseren Nerven als jedes Tier, flüchtiger, unbewußter/Waren sie's endlich gewohnt, den Tag zu zerlegen. Die Pizza/Aus Stunden aßen sie häppchenweise, meist kühl, und nebenher/hörten sie plappernd CDs oder

fönten das Meerschwein./Schrieben noch Briefe und gingen am Bildschirm auf Virusjagd./Zwischen Stapeln Papier auf dem Schreibtisch; Verträgen, Kopien./Baute der Origami-Kranich sein Nest, eine raschelnde Falle ...» (97). Sicherheiten und bereitstehende Muster verheißen auch Grünbeins Liebesgedichte nicht. Der Zyklus *Im Zweieck* wirbt mit belustigtem Erstaunen, Badezimmererotik und Ironie für die Überraschungen der Beziehung. Er teilt das Erleben der 30jährigen, sich Lebensgestaltung selbst erarbeiten zu müssen und von der Elterngeneration wenig übernehmen zu können.

Als die 68er über seine Generation in den Feuilletons des vergangenen Jahres lamentierten, hat sich Grünbein widersetzt. «Denkt man den anstehenden Konflikt pathologisch, so nimmt das *Symptom 68* sich gegen die großen Geißeln der Menschheit wie ein Heuschnupfen aus», schrieb er am 25. November 1994 in der «Zeit». Und er empfahl, statt Pseudodiskussionen sich den Kunstwerken, den Wissenschaften oder den wirklichen Krisenregionen dieser Welt zuzuwenden.

### Sterbefälle

«Die Krisenregionen sind semantisch betrachtet immer noch der herausforderndste Teil für den Künstler. Wenn Bürgerkriege über Wochen nicht aus den Nachrichten verschwinden, dann spätestens wird es für jeden von uns relevant. Bei der Frage, wie kann ich jetzt reagieren, besetzt mich sofort eine gewisse Ohnmacht.» In den 33 Epitaphen, gewidmet *Den Teuren Toten*, findet sich kein Gedenken an Opfer von Bürgerkriegen. Die Gedichte sprechen über Tod und Tote und meinen die Gesellschaft, in der gestorben wird: ein Mann saß dreizehn Wochen tot vor dem laufenden Fernsehapparat, ein Filmkritiker stirbt am Herzinfarkt im Showdown eines James-Bond-Films, eine Hausfrau erleidet einen Stromschlag in der Badewanne, ein Ethnologe stirbt am Schadenszauber, den er erforschte, ein Kinderherz versagt vor Schreck in der Geisterbahn. Beim ersten Lesen wirkt der Tod banal, zufällig. Die Gedichte sind ironisch leicht, das Leseerlebnis schwankt zwischen Auflachen, Kopfschütteln, Déjà-vu-Erlebnissen. Das Material zu diesen Gedichten hat Grünbein aus der Presse ausgeschnitten – Rubriken: Vermischtes und Aus aller Welt. Hintergründig werden die Kuriosa durch die Nachsätze, die letzten Zeilen, die versteckten Anfragen. Der Tod vor dem Fernseher ein Jahrhundertwendetod. Den Filmkritiker findet einer seiner Leser «Wie Mr. 007 hatte er sein Soll erfüllt» (11). Wem und wozu? Der Ehemann der Frau erklärt der Polizei «... noch unter Schock:/Die dreizehn Ehejahre waren hin wie nichts» (15). Bleibt als Beziehungsrest nur das Entsorgungsproblem der Leiche in der Wanne? Grünbein bedient den voyeuristischen Trieb nur vordergründig. In jedem Epitaph und in den drei rahmenden Gedichten spricht er ein *Memento mori* aus, erinnert an eines der letzten Tabus, das auch die Schlagzeilen nur kaschieren, nicht beseitigen. Offensichtlich hat er der Aussagekraft seiner Gedichte nicht getraut und ihnen deshalb ein erklärendes Nachwort beigegeben. Er gibt sich darin als Herausgeber der Epitaph-Sammlung eines anonymen Ethnologen und Anthropologen aus. Die Gedichte wirken formal und thematisch so verschieden zu seinen bisherigen Veröffentlichungen, daß Grünbein sie nicht in *Falten und Fallen* mit aufnehmen wollte. Ein Grundgefühl bleibt: der Schrecken angesichts der Leere und Beliebigkeit: wie im Leben so im Tod. Die Sehnsucht nach einem letzten Sinnfetzen, nach einem Ort, nach einer Lebensmethodik diesseits der Krisenregionen.

«Was ist denn das Schreckliche an den Krisenregionen?» fragt er unwirsch, auf das Fehlen des politischen Mords, der Kriegs- und Gewaltopfer angesprochen. «Daß dort Tod wieder sehr viel billiger wird, daß dort das ethische Niveau derart absackt, daß es wieder sehr viel leichter wird, jemanden umzubringen oder in den Nachrichten über das Umbringen eines anderen Menschen zu berichten.» Literatur, so sein Verständnis, soll nicht unmittelbar drauf reagieren, sie brauche Zeit, weniger Expres-

sivität. Und doch sind die Bürgerkriegsopfer und seine teuren Toten nicht weit voneinander entfernt. Sie berühren sich in Grünbeins Schrecken: «Das ist eigentlich meine größte Furcht, daß es so etwas gibt wie den sinnlosen Tod, den völlig marginalen, sinnlosen, zufälligen, absurden Tod. Das ist eigentlich der

größte Schrecken.» Darin verbirgt sich ein letzter Sehnsuchtsrest, auch wenn der Dichter das Fragezeichen nicht mehr setzt: «Ist was noch übrigbleibt, bald/Verstreut, eine Tafel mit Namen/ Und Zahlen, ein Memento mori/Am falschen Ort.» (31)

Wolfgang Iser, *Hannover*

## MALEFACIO – ERGO SUM

Zu Oliver Stones Film «Natural Born Killers» (II.)

Wer meint, die diversen Pfade der Gewaltentschuldigung im Film «Natural Born Killers» wären nur der Figurenperspektive zuzuordnen und obendrein nur satirisch gemeint und hätten außerhalb der erzählten Welt für den Filmautor keine Gültigkeit, sieht sich spätestens durch Stones «Sight & Sound»-Interview korrigiert.\* Bereits im Presseheft hatte er den Filmkritikern mitgeteilt, daß sein «Produkt (...) in der Essenz behauptet, daß die Medien schlimmer als die Mörder geworden sind.»<sup>1</sup> Diese Akzentuierung wird im Gespräch mit Gavin Smith ausgebaut, und zwar ganz auf der Linie der Argumentation Miceys: Da heißt es dann etwa – genauso populärwissenschaftlich verbrämt wie im Gale-Interview: «Ich glaube, daß wir alle gewalttätig geboren sind – wir sind von Natur aus geborene Aggressoren. Wir haben ein Millionen Jahre altes Reptiliengehirn mit einem Neo-Cortex von Zivilisation an der Außenseite, aber es leistet eine schlechte Arbeit hinsichtlich des Ausgleichs der Aggression. *Töten ist eine Kombination von Genetik und Umwelt.*»<sup>2</sup> Diesen letzten Gedanken – eine komplette Verabschiedung der biblisch-christlichen Grundoption auf eine von allen determinierenden Faktoren nicht endgültig aufgehobene Freiheit (und damit Verantwortung) zum Guten wie zum Bösen! –, ergänzt Stone um ein nicht sonderlich originelles Argumentationsmuster, das alle Differenzen und Verantwortlichkeiten plättet. Mit Blick auf Charles Manson, den legendären «dunklen» Messias, meint er, «Charles Manson, das sind wir. Er ist das Produkt unserer Gesellschaft. Er hatte eine schreckliche Kindheit und wurde im frühesten Alter ins Gefängnis gesteckt. Er ist wir, weil wir das System geschaffen haben, das ihm dies angetan hat. Es kommt zurück, um uns zu verfolgen. «Natural Born Killers» handelt ebenso von dieser Wir-Sie-Dualität. Du kannst dich nicht von der Aggression ausschließen. Sie ist universal.» (12) Allerdings scheint sich Stone doch nicht ganz sicher, denn später unterscheidet er – in Spannung zu seinen vorher zitierten Aussagen – Mickey und Mallory von den älteren Kult-Killern «Bonnie und Clyde», die für ihn eindeutig «Opfer der Depression» waren, dahingehend, daß sich ihr Handeln *nicht* aus einer Milieu- oder Sozialisierungstheorie erklären läßt, sondern daß sie einfach «töten, weil sie töten», wofür es «keinen moralischen Sinn und keine Entschuldigung gibt» (ebd.; Herv. R. Z.). Zuvor sprach er freilich noch davon, daß es zumindest für die ersten Morde, die die Lawine lostreten, «eine Rechtfertigung in Miceys Kopf gibt – er wird für Autodiebstahl verurteilt und ins Gefängnis gesteckt, Mallory besucht ihn, er ist verliebt in sie und sie sagt ihm, daß ihr Vater fortfährt, sie zu mißbrauchen und sie immer mehr unter Druck setzt.» (10) – Brechen wir hier ab, bevor sich die Sinne verwirren, und kehren wir zurück zum Film: zu der erwähnten Episode mit dem Schamanen, die uns in die Ebene der «religiösen» Grundierung des Unheils-Wirkens von Mickey und Mallory geleiten kann. Die Begegnung mit dem alten Indianer, gewissermaßen die Personifikation der Urseele, der archaisch-vitalen Kräfte Amerikas, ist in verschiedener Hinsicht bedeutsam. Zum einen mar-

kiert Miceys Mord an ihm, begangen im Affekt oder im Drogenrausch, eine Zäsur in der monotonen Bahn des Tötens. In Mallorys Empörung über den Tod des Wohltäters, der sie auf der Flucht beherbergt hat, wird erstmals – als sei erst das spirituell tiefe Leben dieses Opfers einer solchen Reflexion würdig – die Tatsache des Todes ins Auge gefaßt und moralisch beurteilt: «Du bist böse, böse, böse! – Er ist tot! Du vernichtest Leben!»<sup>3</sup> Wie er später im Interview einräumt, ist auch Mickey von dieser Tat angeschlagen (eine Schwäche, die er freilich bald wieder überwindet, als es darum geht, eine – so seine Titulierung – «Qualle» von Angestelltem in einem Pharma-Supermarkt zu eliminieren). Implizit vergibt der Schamane seinem Mörder, indem er sterbend bekundet, er habe auf ihn zwanzig Jahre lang gewartet, und korrigiert insofern auch seinen Enkel, der Mickey und Mallory einfach für «böse Menschen» hält. Gleichwohl – aber Ungereimtheiten gibt es ja einige – verwandelt sich die Umgebung seiner Hütte wie zur Strafe in eine Schlangengrube. Die beiden werden gebissen, was ihre Gefangennahme vorbereitet.

### Semi-religiöse Apologie der Gewalt ...

Neben ihrer Schlüsselposition im Handlungsgerüst ist die Schamanen-Episode auch der Kristallisationskern einer der beiden «religiösen» Schichten in der Architektur des Films, derjenigen, die man als die *naturnatürlich-mythische* fassen könnte.<sup>4</sup> Interessanter sind jedoch die *Ingredienzien christlicher Denomination*, die (in zum Teil klassisch «satanistischer» Verkehrung) zu einer kruden, semi-religiösen Apologie der Gewalt verflochten sind. Trotz ihrer Unaufdringlichkeit sind die Fahrten zum biblisch-christlichen Erbe von Stone so deutlich gelegt und wollen offensichtlich gesehen werden, daß es verwundert, daß sie selbst in der Filmkritik von christlicher Seite nicht aufgenommen wurden.<sup>5</sup> Peter Sloterdijk dagegen hat immerhin den Stellenwert der religiösen Dimension erkannt und mit deutlichen (hyperbolischen) Worten nicht zuletzt den weithin filmabstinenten Theologen ins Stammbuch geschrieben: «Als Europäer haben wir kein zureichendes Sensorium dafür, daß die meisten Amerikaner persönliche Freistilreligionen betreiben und daß ihre Symbolwelten noch durchtränkt sind von wilder Metaphysik. Nur die entschlossenen Kinogeher kennen sich damit aus: In Filmen von Oliver Stone, James Cameron, Steven Spielberg spukt mehr frei flottierende Religiosität umher als in allen europäischen Kirchen und sämtlichen theologischen Fakultäten zusammengenommen.»<sup>6</sup>

<sup>3</sup> Das Dreimal-«Böse», das die ebenso zartgebaute wie hartgesottene Mallory Knox ihrem Lebens- und Mordgefährten Mickey in diesem kostbaren Moment der «Lichtung» entgegenschleudert, könnte man in Erinnerung an das umgekehrte «heilig, heilig, heilig» des Sanctus als Ausdruck der absoluten Fülle und insofern emblematisch für den Film als Ganzes nehmen.

<sup>4</sup> Laut «Presseinformation» zeichnet für «die mythologischen, spirituellen, durchaus drogengeschwängerten Aspekte des Films» besonders der Co-Autor Richard Rutowski verantwortlich (16).

<sup>5</sup> Beispielsweise geht die massive Kritik, die Andrea Fichtner im «Rheinischen Merkur» anlässlich ihres Festivalberichts von Venedig an «Natural Born Killers» übt, mit keinem Wort auf das religiöse Substrat ein («Aus dem Schlachthaus ins traute Heim. Auf die Kinoleinwand schwappt eine weitere Welle roher Gewalt»; Nr. 37 vom 16. September 1994, S. 19). – Vgl. auch die «filmdienst»-Besprechung von Reinhard Lücke (47. Jg., Nr. 21, 1994, S. 22).

\* Erster Teil in: Orientierung vom 28. Februar 1995, S. 40–43.

<sup>1</sup> «Presseinformation» der «Warner Bros. Film GmbH» (München 1994), S. 16.

<sup>2</sup> Zit. nach: G. Smith, Oliver Stone: Why do I have to Provoke? The Director on «Natural Born Killers», the Soundtrack, Editing and Violence, in: Sight & Sound 4. Jg., Nr. 12 (Dezember 1994), S. 8–12, hier 11 (Herv. R. Z.; im folgenden mit Seitenangaben im Haupttext zitiert).

Die Reihe der biblisch-christlichen Motive innerhalb dieses «Spuks» eröffnet die Zahl «666» (nicht «66», wie oft – auch im Presseheft – fälschlich zu lesen), mit der Wayne Gale den Highway, der zum ersten Schauplatz des Mordens wird, identifiziert – eine Zahl, die selbst den biblisch unbeschlagensten Zuschauer an das in der «Black Metal»-Musik gehätschelte «Große Tier» der Geheimen Offenbarung (Offb 13,18) gemahnt<sup>7</sup> und den Weg der Helden entsprechend justiert.

Nicht erst mit der Vergebung des Schamanen, der auf ihn gewartet haben will, wird der «Dämon» Mickey zum todbringenden «schwarzen Engel» erhoben, der als Instrument der göttlichen Providenz agiert. Sicher nicht zufällig sprechen die Killer wiederholt von «Schicksal» und «Vorsehung» und meint eingangs des Films Mallory, sie seien «beide Engel», während Wayne Gale – als reagiere er «trend-sicher» auf die aktuelle Diskussion zum Thema «Bibel und Gewalt» – ihr Treiben unter die Schlagzeile stellt: «Sie verwüsteten das Land mit einer geradezu biblischen Rache.» Es ist dabei weniger die rächende Gewalt eines «Hesekiel» (resp. Ezechiel), auf den sich ihre Killer-Kollegen in Quentin Tarantinos «Pulp Fiction» (1994) berufen<sup>8</sup>, und erst recht nicht die vergleichsweise zielgerichtete Gewalt des «schwarzen Engels» Travis Bickle in Martin Scorseses «Taxi-driver» (1975)<sup>9</sup>, sondern die Sense der apokalyptischen Reiter, mit der Mickey und Mallory eine Schneise durchs Land schlagen. Ihre Feuerpferde sind es, die in der kosmischen Vision Mallorys zu Beginn ihrer «Schreckensherrschaft», wie sie Gale nennt, aus dem in einem Flammenmeer aufgehenden nächtlichen Firmament galoppieren, als warteten sie darauf, von Mickey und Mallory bestiegen zu werden.

Ambivalent und schillernd wie die entfesselten, todbringenden Engel-Reiter der Apokalypse (Offb 9,13ff.) ist vor allem Mickey: In der eben erwähnten Visions-Szene liegt ein starker Lichtschein auf seinem Gesicht und wird sein Haupt durch eine – in vielen Jesusfilmen bewährte – Gegenlichtaufnahme transzendiert. So mutiert er visuell schon früh zu jener «Erlöserfigur», die er später im Interview ausdrücklich zu sein behauptet, als er in einer deutlich biblisch gefärbten Sprache verkündet: «Gar viele Sterbliche, die da einhergehen, sind eigentlich tot. Man muß sie nur aus ihrem Elend befreien. Und darum komme ich ins Spiel, als Bote des Schicksals.»

Daß bereits in der Exposition von Micekeys Schicksals-Wirken auch Lichtfunken des «Guten» in das Dunkel seines Agierens schießen, unterstreicht seine Ambivalenz, die er selbst einmal auf die Formel bringt, er sei «dunkel und hell» zugleich: Unmittelbar nachdem er Mallory mit einem «Wir haben die Straße zur Hölle vor uns» auf ihre Reise eingestimmt hat, macht er ihr einen altmodisch-förmlichen Heiratsantrag und fungiert sogleich in Personalunion als Priester und Bräutigam einer sich eng dem christlichen Zeremoniell anschließenden Hochzeit in der «Kathedrale» einer großartigen Canyon-Szenerie, die wie ein Natur gewordenes Preislied der Schöpfung erscheint. Dabei zögert er nicht – immerhin die eben verübten Morde an Mallorys Eltern im Rücken –, Gott als Zeugen anzurufen: «Gott, vor dir, diesem Fluß, diesem Berg, vor allem, von dem wir nichts wissen – Mickey, nimmst du Mallory zu deiner rechtmäßig angetrauten Frau? Willst du sie ehren und gut behandeln bis zu eurem Tod?» – Ja!» Der Tausch von Ringen in Schlangen-

form und zuvor schon der Ritus der Blutsbrüderschaft, mit der auch die naturmagische Ebene zu ihrem Recht kommt, besiegeln die Ehe.

Die so schon zu Beginn des Films angebahnte aberwitzige Vermengung von diabolischer Mordlust und christlichem Gedankengut setzt sich fort: Besondere Kontur gewinnt sie in Micekeys Beschwörung der Kraft der Liebe, die als einzige imstande sei, die Macht des Bösen zu brechen – nachdem zuvor schon praktizierte *Nächstenliebe* seitens des Schamanen die Selbsterkenntnis befördert hat. Am Ende der ersten Interview-Sequenz, der aufgrund des Aufstandes der Gefangenen keine zweite mehr folgen soll, wird die Liebesbotschaft in gut biblischer Tradition<sup>10</sup> zur Zentrallosung erhoben. Mickey: «Verstehen sie, es gibt nur eine Sache, die den Dämon tötet: die Liebe. Deswegen weiß ich, daß Mallory meine Rettung ist. Sie hat mich gelehrt zu lieben.» – Und Gale stellt diese Botschaft in einem verstärkenden Echo seinen Zuschauern nochmals zur Besinnung anheim, bevor er für den Werbeblock unterbricht: «Nur die Liebe kann den Dämon töten! Denken sie darüber nach!»

Das Abspann-Happy-End mit Familie Knox im trauten Wohnmobil könnte das Liebespathos bestätigen, läge nicht dazwischen das Gemetzel im Gefängnis und würde nicht vor allem auch der unnötige, mit der Todesangst ein grausames Spiel treibende Mord an Gale Micekeys hehre Worte von der Kraft der Liebe als eiteln Tand demaskieren: Als Karikatur eines Menschen durfte Gale zuvor beim Gefangenenaufstand erhalten für die satirische Überzeichnung des Motivs der «befreienden Destruktivität»<sup>11</sup>, welche einen Flickens zum Moral-Mäntelchen «Medienkritik» beisteuert: Wenn er bei der Blutorgie im Gefängnis seinen ersten Menschen tötet und darob jubiliert, er habe sich in seinem ganzen Leben «noch nie so gut gefühlt», dann bleibt Wayne Gale für Mickey und Mallory dennoch «Abschaum», einer derjenigen, die das Böse auf das Niveau der spontanen Abreaktion herabziehen, statt sich ihm ganz hinzugeben. Zwischen dem hysterischen Sich-Wohlfühlen, das Gale beim Killen überkommt, und der lässigen, durchchoreographierten Eleganz, mit der dabei das Ehepaar Knox zu Werke geht, liegen Welten. – Diese Distanz macht es Mickey leicht, dem Reporter seinen Tod anzukündigen. Lächelnd und wie immer die Inkarnation der Coolness erläutert er ihm: «Wir werden dein Gehirn schön über den Baumstamm verteilen.» Als Gale Rettung in der Erinnerung an die Rede von der Kraft der Liebe und vom Ende des Mordens sucht, antwortet ihm Mickey in süffisanten Singsang: «Ich höre auf damit; und sie wird siegen. Es ist nur so – du bist der letzte, Wayne.» Und als der andere immer noch nicht aufhört, um sein Leben zu flehen, fährt er im Gestus eines gelangweilten Tadels fort: «Hier geht's ja nicht nur um dich, du Egomane! Denn wenn wir dich jetzt laufen lassen, dann wären wir ja wie alle anderen. Dich umzubringen und das, was du repräsentierst, das ist eine Botschaft.» – So wird der Fernsehmann hingerichtet und ihm ein zynisches «Er wird mir fehlen!» nachgeschickt.

### ...oder allseitige Katharsis im Horizont des Religiösen?

Besonders der Gale-Mord läßt erkennen, daß der angekündigte Gewaltverzicht Micekeys, dessen Realisierung dann die idyllischen Schlußbilder dokumentieren sollen, nicht die Folge einer echten inneren Umkehr ist, sondern nur ein anders gewandeter Ausdruck desselben Anspruchs auf das Herr-Sein (erst) über Tod und (dann) über Leben, einer Allmachtphantasie, wie sie in «Schindlers Liste» zwischenzeitlich auch Amon Göth mit huldvollen «Begnadigungen» spielen läßt. Eigenartigerweise

<sup>6</sup> P. Sloterdijk, 60 Schläge per Minute, in: Tempo Nr. 11, November 1994, S. 44–48, hier 48.

<sup>7</sup> Der Johannes-Apokalypse läßt sich auch der mehrköpfige Drache zuordnen (vgl. Off 12,3ff.), der zum Potpourri der Seelen-Bilder von Mickey und Mallory gehört. – Unspezifisch, vom expliziten Bezug auf das biblische Buch abgelöst, rekurriert auch das Presseheft wiederholt auf die «apokalyptische» Dimension des Films.

<sup>8</sup> Das Arbeitsmotto des Berufskillers Jules in dieser durchwegs ironischen schwarzen Komödie ist eine leicht abgewandelte Version von Ez 25,17. – Von Tarantino stammt auch die ursprüngliche Story zu «Natural Born Killers», er hat sich aber aufgrund der starken Veränderungen, die sie erfahren hat, von Stones Film distanziert.

<sup>9</sup> Vgl. P. W. Jansen, Schwarze Engel, in: Ders./W. Schütte, Hrsg., Martin Scorsese (Reihe Film, 17). München 1986, S. 31–52.

<sup>10</sup> Vgl. z.B. Hld 8,6; Joh 13,34; 1 Kor 13,13.

<sup>11</sup> N. Bolz, Böse Theorie, in: A. Schuller, W. von Rahden, Hrsg., Die andere Kraft. Zur Renaissance des Bösen. Berlin 1993, S. 279–287, hier 282. Bei Walter Benjamin, der den Begriff geprägt hat, geht es freilich um eine «destruktive Humanität», die nicht «im Zeichen des Todestriebes» steht (ebd., Herv. R.Z.).

scheint aber Oliver Stone an Miceys Worte von der dämonüberwindenden Liebeskraft zu glauben, ohne zu bemerken, daß er sie sowohl mit seiner Story als auch mit seiner aggressiven Inszenierung unterläuft. Die Liebesbotschaft des Killers gilt ihm als Dokument der Wende, die ein Durchbrechen des Gewaltkreises möglich macht, als Beginn eines Läuterungsprozesses<sup>12</sup>, dem dann in schöner Korrespondenz eine Katharsis des Zuschauers entsprechen soll. Bei all dem versteht er sich als «so etwas wie ein Therapeut, der die Menschen in das Herz des Wahnsinns begleitet. Mickey und Mallory macht es Spaß zu töten. Das versetzt uns in eine künstliche Realität, in der es auch uns Spaß macht zu töten. Das hat therapeutische Kraft: Wir erkennen etwas, wir identifizieren uns damit, und schließlich distanzieren wir uns davon. Ich glaube, daß so etwas gesund ist.»<sup>13</sup> Dieses einfach gestrickte Reaktionsmuster unterschlägt natürlich völlig, weshalb sich der Zuschauer hier eigentlich von der Gewalt distanzieren soll, wo sie ihm doch zuvor nicht nur durch viele «mildernde Umstände» begreifbar gemacht, sondern ihm auch wieder und wieder in Bild und Wort eingehämmert wurde, daß Gewalt per Naturgesetz zum Leben gehört und «rein» und authentisch sein kann. Daneben wird man fragen müssen: Warum sollte für das Mörderpaar im Film eine Wirkungsästhetik gelten, die Abstumpfungs- und Nachahmungstheorien verpflichtet ist, für die Kinobesucher dagegen, die ihrer von der Regie genüßlich zelebrierten Gewalt zusehen, allein die Katharsis-Theorie? Lassen sich Rezipienten und Figuren so einfach verteilen, daß visuelle Überreizung und Gewaltdarstellungen den einen zur Läuterung reichen, während sie die anderen verrohen? Der «geisterhafte» Schriftzug «Too much TV», der beim Schamanen auf Mallorys T-Shirt erscheint, könnte auch ironisch verstanden werden, würde sich Stone nicht der Botschaft dieses Slogans dezidiert anschließen: seine sinistren Helden sind für ihn «Gefühlen gegenüber desensibilisiert, sie sind Fernsehgeschöpfe, das Produkt ihrer Eltern. Sie töten, ohne die Konsequenzen zu realisieren.»<sup>14</sup> Wenn Stone mit Blick auf seine Zuschauer an eine Medienwirkung glaubt, die der auf seine Protagonisten gerade entgegengesetzt ist, müßten da seine Bilder nicht anders organisiert sein, und zwar so, daß sie wirkliches Erschrecken und nicht nur via Ausdehnung einer aufgeheizten Videoclip-Ästhetik auf Spielfilmlänge einen «fiebrig»-rauschhaften Taumel oder vielleicht auch nur ein dumpfes Rauschen evozieren? – Die Zweifel darüber bleiben, auch wenn sich Sloterdijk zu Stones Knappen macht und in seiner Bêtäubungsmaschinerie ein Interesse an einem «ultimativen, erleuchtenden Knockout» erkennen will, ein Trommelfeuer, abgebrannt in den in «terrorisierte Meditationshallen» verwandelten Kinosälen zur «Rettung aus der Medienseuche», zur «Wiedergeburt» nach einer «Taufe im Gewalt-Pool», beziehungsweise einer «optisch-spirituellen Schockbehandlung». Und passend dazu stilisiert er Stone zu einem «Mönch in Zivilkleidern», der eine «Geduld, die den Geläuterten verrät», ausstrahle, kurz: selbst der Prototyp jener Katharsis sei, der auch die Zuschauer teilhaftig werden sollen.<sup>15</sup>

Die diesem «Mönch» attestierte Religiosität wurde von Sloterdijk, wie bereits vermerkt, als eine «frei flottierende» charakterisiert, als eine, die keinen vorgegebenen Regelsystemen oder Bindungen gehorcht. Diese elegante Modelformel kaschiert freilich einen problematischen Sachverhalt. Denn ob er dem aus vielen Quellen aufgenommenen religiösen Gedanken- und Bildgut irgendwie Gerechtigkeit widerfahren läßt, darum schert sich Stone herzlich wenig. Die Verhöhnung des Liebesge-

dankens ist längst nicht die einzige Pervertierung biblisch-christlicher Traditionen. Noch zynischer ist Miceys Verhöhnung seiner Opfer, wenn er – wohl gemerkt in dem von Stone als Frucht langen Nachdenkens goutierten Gefängnis-Interview – Jesu bekannte Gleichnisrede vom Weizenkorn aufgreift, um damit sein Töten zu legitimieren: Denn, so der Killer, was tot sei, könne ja wieder «neue Frucht bringen». Auf derselben Linie liegt es, wenn Mickey auf die Frage Wayne Gales, wie er es fertigbringe, einen Unschuldigen zu töten, erwidert, und zwar mit Blick auf den Gefängnisdirektor: «Unschuldig!? Wer ist unschuldig, Dwight? Sind sie unschuldig?» Damit ist offensichtlich auf das berühmte Logion aus der johanneischen Episode um die Ehebrecherin angespielt, in der Jesus diese durch sein sprichwörtlich gewordenes «Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein» (Joh 8,7) vor dem Tod rettet. Mickey verkehrt diesen Gedanken in eine Legitimation des Tötens. Bei einer Variation dieses Schuldgedankens fällt er dann ganz in den Duktus alter Übersetzungen der biblischen Rede: «Und glaubet ja, daß alle Menschen in ihrer Vergangenheit gesündigt haben, geheime Dinge getan haben, die schrecklich sind.» Diese Argumentation wird durch die Lüge des Gefängnisdirektors (scheinbar) gestützt<sup>16</sup>, wenn dieser energisch bestreitet, schuldig zu sein, obgleich er wenig zuvor das heimtückische Mordkomplott gegen Mickey geschmiedet hat – von seinen übrigen Schändlichkeiten ganz zu schweigen. Wie die Buddhisten, auf die Stone in diesem Zusammenhang gerne verweist, habe Mickey also erkannt, daß Gewalt allgegenwärtig ist und zur Natur des Menschen gehört.<sup>17</sup> Die Konsequenzen, die der Killer daraus zieht, sind freilich andere.

### Ein Moralist mit Moral-Problemen

Man sollte sich schon darüber im klaren sein, wes Geistes Bastard die «Philosophie» des Killer-Heros ist. Kritische Nachfragen müssen jedoch auch dem Schöpfer dieser Ideen-Melange gelten, der das Inferno der zweiten Filmhälfte zum Katharsis-Geschehen einer «Reintegration» mit einem entsprechend «anderen Rhythmus» stilisiert<sup>18</sup> und den männlichen Part des Mörder-Paares zum bedenkenswerten Denker promoviert. Offensichtlich wollte Stone die Zuordnung von «genuiner Romantik»<sup>19</sup> unter und Härte an der Textoberfläche, die er bei den Liedern Leonard Cohens bewundert, auf seine Protagonisten übertragen. In der von ihm entworfenen Welt sind sie hinter ihrer gewalttätigen Außenseite die letzten Romantiker. Deshalb wird ihre Beziehung «die einzige Beziehung im Film, die rein ist», und erhalten sie das Privileg einer «konventionellen Katharsis»: jenen transzendierenden Moment nämlich, da sie «im Kuß in der Zelle wieder zusammenfinden und die Musik «Sweet Jane» intoniert.»

Bei diesen unverhohlenen Sympathien für die angeblich geläuterten, in tiefer Liebe verbundenen Killer verwundert Stones ausdrückliche Minimierung ihrer Schuld kaum mehr: Mickey und Mallory «sind Anti-Helden, aber der Film befragt das Konzept der moralischen Relativität. Ja, sie töten 52 Menschen, und das ist unverzeihlich, aber in einem Jahrhundert, das 100 Millionen im Genozid getötet hat, wie groß ist da ihr Verbrechen?» Dementsprechend stellt er sie im Film vor den Hintergrund von dokumentarischen Horrorszeneen, sowohl der jüngeren Weltgeschichte, deren einprojizierte, fetzenhafte Ausrisse sich zu einem Pandämonium des Wahns und der menschenverachtenden

<sup>12</sup> Vgl. G. Smith, Oliver Stone: Why do I have to Provoke? (vgl. Anm. 2), S. 11.

<sup>13</sup> Zit. nach P. Sloterdijk, 60 Schläge per Minute (vgl. Anm. 6), S. 44 (im folgenden mit Seitenangaben im Haupttext zitiert).

<sup>14</sup> Zit. nach G. Smith, Oliver Stone: Why do I have to Provoke? (vgl. Anm. 2), S. 10.

<sup>15</sup> P. Sloterdijk, 60 Schläge per Minute (vgl. Anm. 6), S. 48. – Ähnlich O. Möller: «der overkill reaktiviert die Sinne» (Splating Image Nr. 20, Dezember 1994, S. 61).

<sup>16</sup> Recht besehen natürlich nur hinsichtlich der Schuldfrage, nicht aber hinsichtlich der Konsequenz «Ermordung des Schuldigen statthaft».

<sup>17</sup> In seinen vielen Interviews erklärt Stone regelmäßig unter Hinweis auf den Buddhismus, daß die Hölle dazu da sei, «um durchquert zu werden» (zit. nach P. Sloterdijk, 60 Schläge per Minute [vgl. Anm. 6], S. 46f). – und gewinnt nicht Mickey, wenn er sich vor seinem Interview den Kopf kahlrasiert, überhaupt etwas von einem buddhistischen Mönch?

<sup>18</sup> Zit. nach G. Smith, Oliver Stone: Why do I have to Provoke? (vgl. Anm. 2), S. 11.

<sup>19</sup> Zit. nach G. Smith, Oliver Stone: Why do I have to Provoke? S. 11 (dort bis zur nächsten Anmerkung auch die folgenden Zitate).

Tyrannis ordnen, sowie vor Bilder einer Gegenwart, die verschattet ist von allgegenwärtiger Gewalt: von der Zerstörung der Natur bis hin zur Brutalität in den Medien. – So wie hier spiele der Film in der Behandlung der Fragen «Was ist Gewalt, was ist Mord?» «durchwegs auf dieser relativistischen Ebene». Ein gefährliches Spiel! Denn macht es etwa für das Opfer einen Unterschied, ob es eines von 100 Millionen, eines von 50 oder auch nur das einzige Opfer ist? Läßt sich das 5. Gebot quantifizieren?

Stone wird in der Filmkritik gerne als Moralist apostrophiert, und auch das Presseheft zu «Natural Born Killers» meint im summarischen Blick auf sein bisheriges Œuvre: «Stone mag der Letzte sein, der es zugibt<sup>20</sup>, aber die kritisch-humanistische Stoßrichtung seiner Filme ist unübersehbar.»<sup>21</sup> Mit der Geschichte von Mickey und Mallory wird er insofern diesem Ruf gerecht, als er mit ihr in der Tat einen dicken, bunten Kuchen von moralischen Botschaften serviert. Da er in den Teig aber alles mögliche, was nicht recht zusammenpaßt, und noch dazu ohne näheres Abwiegen hineingerührt und dann auch nicht richtig durchgebacken hat, ist das Ganze doch sehr unverdaulich. Dem Zauberlehrling Stone sind offensichtlich die Geister, die er zur Entbergung von Wirklichkeit via Säurebad beschworen hat, entglitten; die Faszination des Bösen scheint stärker gewesen zu sein als der aufklärerische Impetus.<sup>22</sup>

Wie (offen oder latent) der Film überhaupt war gerade Stones Kino schon immer eine «moralische Anstalt».<sup>23</sup> Mehr noch als bei seinen früheren, oft ebenfalls schon reichlich zwiespältigen Arbeiten (vorab dem wiederholt der Kriegsverherrlichung bezichtigten angeblichen Anti-Kriegsfilm «Platoon» aus dem Jahre 1986) scheint im Falle von «Natural Born Killers» das oberste Bildungsziel dieser Anstalt die *Moral-Relativierung*. Eine Induzierung nachahmenden Mordens steht wohl kaum zu befürchten, und deshalb (und aus manch anderen Gründen) ist auch der Ruf nach einem Verbot des Films, der auf diesem allzu geradlinigen Wirkungsmuster aufruht, zurückzuweisen.<sup>24</sup> Nach-

<sup>20</sup> Daß er sich in Wirklichkeit nicht so ziert, zeigt etwa seine oben zitierte «Therapie»-Rede.

<sup>21</sup> Presseinformation (vgl. Anm. 1), S. 34 (Herv. R.Z.).

<sup>22</sup> Vgl. die kritischen Bemerkungen in der Besprechung von G. Seeblen; epd-Film 11, Jg., Nr. 11, 1994, S. 42f.

<sup>23</sup> Erstaunlicherweise bestreitet dies – noch dazu mit generalisierender Tendenz – ausgerechnet der Kritiker des katholischen «film-dienstes» anlässlich der Besprechung von Stones Serienkiller-Opus (47. Jg., Nr. 21, 1994, S. 22). – Vgl. zu diesem Komplex jetzt die exemplarische Studie über die Wertevermittlung via Unterhaltungsfilm im Hitler-Staat: G. Lange, Das Kino als moralische Anstalt. Soziale Leitbilder und die Darstellung gesellschaftlicher Realität im Spielfilm des Dritten Reiches (Münchener Studien zur neueren und neusten Geschichte, 7). Frankfurt/M. u.a. 1994.

<sup>24</sup> Allerdings bleibt es unverständlich, daß in Deutschland zur selben Zeit, da die Gewaltorgien Stones weithin unbehelligt passieren, mit John McNaughtons «Henry, Portrait of a Serial-Killer» einer der wenigen

denken wird man eher über den Beitrag, den Filme wie «Natural Born Killers» zur (gar nicht so schleichenden) Umwertung der Werte leisten. In diesem Fall wird dies noch dadurch nachteilig verstärkt, daß Stone, wie ich meine zu Unrecht, als «wertkonservativ»<sup>25</sup> gilt, beziehungsweise sich selbst so stilisiert und viele Kritiker darauf hereinfallen. Eine erfreuliche Ausnahme ist hier die Besprechung in der «Szene»-Zeitschrift «Spex»: Ohne die verbreitete (falsche) Angst, daß, wer Kritik an Stone (usw.) übe, reaktionär sei und der Zensur das Wort rede, weist Manfred Hermes das in «Natural Born Killers» angebotene «Erklärungsmodell für Gewalt» als «simpel» ab und distanziert sich von der Moral dieses «moralisierenden Films»: «Einerseits wird hier die Gewalt- und Mordphantasie ja auch nur in immer elegantere und spitzfindigere Schleifen getrieben. Andererseits benutzt Stone die zynischen Ausuferungen des Mediengeschäfts und die Art von Kritik und Sauberer-Bildschirm-Wunsch, die sie immer wieder auf sich ziehen, nur zu gerne, um jene Gewalt zu rechtfertigen, an der er selbst fetischistisch hängt, was seiner «Vision» den Stachel nimmt.»<sup>26</sup>

Besonders ärgerlich bleibt, daß zur Formulierung oder, besser, zum Gestammel eines eklektischen, wirren «Ethos» religiöse Traditionen beigezogen und unter der Hand verzerrt oder völlig umgekehrt werden. Um so dringlicher ist deshalb eine Auseinandersetzung gefordert, die nicht an der Ästhetik hängenbleibt und nicht der Ethik und der «häretischen» Theologie in (und hinter) dieser Ästhetik ausweicht. Zweifelsohne ist bei «Natural Born Killers» die gewalttätige, zersplitternde Form ein wichtiger Signifikant des Inhalts und bedarf schon von daher der gesteigerten Aufmerksamkeit. Aber vieles von den heftigen Formgebärden in «Natural Born Killers» ist doch auch sinnleeres Augenfutter, weshalb der Film schon beim zweiten Sehen enorm an Wirkung verliert. Eine exklusive Zuwendung zur Ästhetik ist bei diesem Film auch von daher nicht gedeckt, daß sich, wie Alexander Schuller diagnostizieren will, «Visionen und Wahrnehmungen, Fantasien, Ängste und Expressionen (...) zunehmend weniger ethisch und zunehmend ästhetisch formulieren.»<sup>27</sup> Denn nicht nur in der apologetischen «Predigt» Mickeys im Gale-Interview, sondern von Anfang bis Ende serviert Stone auch jenseits der Ästhetik «Ethik pur» – wobei freilich dieses Etikett für seinen Verschnitt ein arger Schwindel wäre. *Reinhold Zwick, Regensburg*

Filme, die wirklich das häßliche, erschreckende Gesicht der Gewalt mit unnachsichtiger Wucht zeigen, auf den «Index» gesetzt wird.

<sup>25</sup> Vgl. z.B. H. Hein, Die Gewalt der Bilder, in: Die Woche (Regensburg) vom 3. November 1994: «ein um Reinheit und Rettung via Sozio-Analyse einer Nation bemühter Wertkonservativer».

<sup>26</sup> Nr. 11 (November 1994), S. 54 (Herv. R.Z.).

<sup>27</sup> S. Schuller, Gräßliche Hoffnung. Zur Hermeneutik des Horrör-Films, in: A. Schuller, W. von Rahden (vgl. Anm. 11), S. 341–354, hier 344.

## Sarajevo – meine humanitären Erfahrungen

Ja, Religionsführer reden auch wie Politiker: Wir stark sind meine Divisionen? Bei Gesprächen, in deren Verlauf die Rede auf die serbisch-orthodoxe Kirche kam, habe ich in den letzten 24 Monaten zwei Kardinäle gehört, die ähnlich sprachen wie ihrerseits 1944/45 Winston Churchill und Josef W. Stalin auf Jalta/Krim: «Wieviele Divisionen hat der Papst?» Wieviele Getaufte? Von Kardinal Franjo Kuharić in Zagreb habe ich gehört, die Serben glaubten nicht, sie hätten eine so geringe Zahl an christlich-orthodox Getauften, daß man – so verstand ich seine Aussage in der real-existierenden Sprache der Politik – diese Zahl und Quantität schon vernachlässigen kann.

Am Abend des schneetreibenden, klirrend kalten Tages nach Neujahr 1995 sind wir in der Hauptstadt der Bosnier. Wir machen einen Spaziergang um die Herz-Jesu-Kathedrale, was wegen des wirklich kurzfristig haltenden «Waffenstillstands» (ein Wort, das mir in Sarajevo fast obszön vorkommt!) möglich ist.

Wir «besichtigen» die Raketen- und Granateinschläge, gehen staunend an einigen Discos vorbei, die hellerleuchtet (in dieser Innenstadtstraße gibt es Strom – andere Stadtteile wie Dobrinja, das alte Olympiadorf, haben keinen, dort müssen die Menschen bei Kerzenlicht leben und wohnen) ein Gefühl der Wärme vermitteln, so eng aneinandergeschmiegt stehen dort die jungen Menschen und geben sich zusätzlich Wärme mit dem, was Sarajevo immer noch einigermaßen zuverlässig zur Verfügung hat: Slivovitz, Slivovice, den Pflaumenschnaps.

Da sagt der Erzbischof von Sarajevo, Vinko Puljić, vor kurzem erst zum Kardinal ernannt, mit den Serben und den Orthodoxen sei das eben so, sie wären in der übergroßen Mehrheit nicht getauft, ja getauft wären eigentlich in Montenegro und auch in Sarajevo nur ein Bruchteil ... Als ob das bedeuten könnte, daß der Heilige Geist dort nicht sein Wesen und seine Geschäfte betreiben könnte, «werch ein Illtum!», hätte der Schriftsteller Ernst Jandl gereimt.

Später, nach Sarajevo, sitzen wir in Zagreb bei dem Verleger Nenad Popović in dessen Haus in der Nähe des Stadions, eine Art geheimnisvolle altjugoslawische Clearingstelle, wo man sich nicht schämen muß, den alten Namen noch zu benutzen. Da bricht es auch aus Nenad heraus: «Wir reden andauernd über die Serben, wir reden nicht, zum Teufel, wir reden nicht mit ihnen. Wo tun wir das in Zagreb? Wo in Sarajevo? Wo in Tuzla?»

### **Vagonske Naselje – ein Zuhause auf Abstellgleisen**

Er hat recht. Ich habe immer nur gehört, daß es in Sarajevo noch 50 000 Serben gibt, aber ich habe auf Ehre und Gewissen noch keinen gesehen! «Es ergab sich nicht!» Und wenn es sich mal ergibt, dann wird ein großes Tamtam darum gemacht, laut oder leise, Tamtam quand même. Im «Vagonske Naselje» (d. h. dem Waggondorf) in Županja an der Grenze Bosniens zu Kroatien, wo der Grenzfluß Save den nur noch mühselig existierenden Staat Bosnien und den gerade erst existierenden Staat Kroatien trennt, kommt in den Küchenwaggon zu Mittag jemand herein, der das Heizöl hereinschleppt. Als er, der sehr lustig mit einer Zigarette zwischen den Lippen wie ein M. Dupont aussieht, wieder herausgegangen ist, raunt mir Marija Tomasević zu: «Das ist ein Serbe. Wir mögen ihn!»

«Vagonske Naselje», das ist der Versuch, mit von Deutschland aus hierher rangierten, bei uns unbrauchbaren Reichsbahnwaggons Menschen auf der Flucht wenigstens auf Abstellgleisen ein warmes Zuhause auf Zeit zu geben. In Županja sind es 49 Reichsbahnwaggons.

Wie es den Serben in Kroatien geht, von denen uns Kroaten immer wieder apologetisch erklären: Der Staat Kroatien ist ein Rechtsstaat, und die Serben haben gar keine Probleme, mit uns zusammenzuleben. Ja, nun hört man dann wieder von der offiziell verbotenen und aufgelösten HOS, der rechtsradikalen Ustascha-Schlägertruppe, die aber in einigen Formationen weiterexistiert. Die HOS geht in Gasthäuser, stichprobenmäßig, in und um Zagreb, sucht sich die Serben heraus und macht die vor der johlenden Gastwirtschaft einfach fertig...

Für Mitglieder des Militärs werden Häuser und Autos requiriert, niemand hat genaue Zahlen, aber es geschieht. Die deutsche Botschaft kann es bestätigen, gute Freunde ebenso, nur es schreibt niemand darüber. Die Zeitungen sind gefährlich gleichgeschaltet. Selbst der letzte und einzige «Vjesnik» ist im Dezember gekippt worden. Der neue Chef ist ein Mann der «Hrvatska Demokratska Zajednica» (HDZ) der Partei Franjo Tudjman. Wie bigott die Atmosphäre in einem sog. katholischen Lande manchmal ist, mag diese Episode verdeutlichen. Zu Weihnachten 1994, an dem Tag vor dem Heiligen Abend, erscheint die größte Tageszeitung Kroatiens, der «Vjesnik» mit einer auf Kupfertiefdruckpapier gedruckten Kalenderbeilage. Diese Beilage im großen Posterformat ist ein Geschenk der «Hrvatska Demokratska Zajednica». Der Kalender des Jahres 1995 füllt nur den unteren Rand des großformatigen Posters aus, in den oberen zwei Dritteln ist ein buntes Prachtgemälde hingeknallt, dessen photomechanische Retuschen auch kräftig auffallen. Darunter steht «IDEA: Josip Rikard Gumzej», das ist der, wie man in Zagreb sagt, Hofcouturier des Präsidentenamtes.

### **Photomontage: Papst neben Franjo Tudjman**

Es sitzen an einem Marmortisch, auf dem ein friedliches Blumengebilde steht, der etwas gedrungen kauende Papst Johannes Paul II. neben dem fromm die Hände gefaltet haltenden kroatischen Präsidenten Franjo Tudjman. Der Kopf von Tudjman ist in dieses Photogemälde so hineinkopiert, daß wir an eine regelrechte Montage dachten. Aber es ist so, diese Szene hat es im Präsidentenpalast gegeben, der Papst neben Tudjman. Das Photo selbst war aber so schwach, so undeutlich, so mangelhaft in den Konturen, daß man diese nachgezogen hat, den Kopf von Tudjman von einem besseren Photo nachmontiert hat. Über den beiden Köpfen, so genau, daß man auch wieder an eine Ma-

nipulation denkt, hängt die berühmte «Illyrische Huldigung» in Ragusa, Dubrovnik, also ein den kroatischen Staat geradezu konstituierendes historisches Gemälde. Das ist alles etwas abgeschmackt, und man bedauert, daß der Papst sich gegen derlei Vereinnahmung nicht wehren kann oder will. Um so mehr, als der Besuch, die Predigten und Reden des Papstes sich so klar und scharf gegen die nationalistische Politik des Präsidenten von Kroatien und seiner Partei gerichtet haben, daß das jeder Fernsehzuschauer verfolgen können. Der Papst hat dem Präsidenten Tudjman kaum mal direkt in die Augen geschaut. Er hat ganz bewußt in seinen Reden immer von den «lieben Bürgern Kroatiens» gesprochen, nicht von den lieben Kroaten, um damit jedes Mal neu anzudeuten, daß zu den Bürgern dieser neuen Republik auch Muslime, Serben und Juden gehören. Dies war ganz markant gegen den Präsidenten Tudjman gesprochen, der sich ja in Wahlreden mit der Zufälligkeit gerühmt hat, daß in seiner Ahnenreihe weder ein Serbe noch ein Jude sei...! Präsident Tudjman hatte nach dem Papstbesuch mit Nachbessern alle Hände voll zu tun, darauf hinzuweisen, daß man sich in bestimmten Fragen auch einig gewesen sei.

Kurz: Diese Photomontage vom Jahresanfang 1995 beweist zusätzlich, wie heuchlerisch sich ein Land darstellen kann, das in den letzten 24 Monaten zu einem furchtbaren Krieg, zu der barbarischen Vernichtung eines weltweit geachteten Kulturdenkmals, der «Stari Most», der alten Brücke von 1566 über der Neretva, zu der Einrichtung von brutalen Arbeitslagern (Dretelj, Gabela, Mostar) in der Lage war. Was die kroatischen Hercegovina-Leute unter ihrem «Führer» Mate Boban in der Herzegovina bis zum 18. März 1994 (als in Washington beide Seiten, Kroatien und die bosnischen Muslime, an einen Tisch und zu einem Zusammenarbeitsvertrag «gezwungen» wurden) an kriminellen Aktionen auf das eigene Konto geladen haben, ist noch lange nicht aufgearbeitet, ja nicht einmal richtig ausgesprochen, geschweige denn analysiert.

### **Der abgesagte Besuch des Papstes in Sarajevo**

Wie eingerostet die Kraft der Religionen geworden ist, für denjenigen, der noch – ob Muslim oder Christ – glaubt, zeigte der abgesagte Besuch des Papstes in Sarajevo. Offensichtlich hat der Papst selbst wohl den Besuch in Sarajevo machen wollen. Der bis heute nicht veröffentlichte Brief des Vertreters des UNO-Generalsekretärs Y. Akashi hat den Beratern des Papstes das Argument geliefert, ihn vom Besuch abzuhalten. Das Argument war so zwiespältig, wie para-rationale Argumente es in Menschenrechtsfragen oft sind. So wie man damals Vertreter des Großkapitals dicke Tränen vergießen sehen konnte für die unter den Sanktionen leidende arme Mehrheit der Bevölkerung im Apartheid-Staat Südafrika. Aber diese gebeutelte und verklavte Bevölkerung hatte nur noch die Sanktionen als Zeichen, daß sich die ganze westliche Welt wirklich gegen dieses rassistische Apartheid-Regime wehrte. So wie die Bürger Sarajevos den Papst gern bei sich gehabt hätten. Unsere rationalistische Pragmatik im Westen wird uns noch den letzten Schneid abkaufen. Das betrifft die deutsche Lufthansa – die mit den cleversten Kunden- und Dividenden-Argumenten dem bedrohtesten Menschen auf der Welt den Platz in einer Lufthansa-Maschine verweigert, nämlich Salman Rushdie. Das betrifft die christliche Kirche, die 1970 den Kölner Dom Demonstranten für die Menschenrechte von 16 baskischen Todes-, genauer Exekutionskandidaten vor den Pelotons der Schergen von Generalissimo Franco versperren wollte – mit dem «pragmatischen» Argument, daß es im Dom keine Toiletten gibt. Dorothee Sölle schreibt in ihren gerade bei Hoffmann und Campe (Hamburg) erschienenen Erinnerungen «Gegenwind» darüber, wie der Weihbischof damals versuchte, mit diesem Hinweis auf die Toiletten die Demonstranten zum Gehen zu bewegen. «Wir könnten am Weltgebetstag der Männer einen Monat später wiederkommen», obwohl das Leben der Verurteilten doch «jetzt» auf dem Spiel stand. Heinrich Böll, daran erinnert Dorothee Sölle, sagte

damals dem Bischof: «Aber Herr Bischof, man kann doch Gethsemane nicht verschieben!» (S. 266)

### Die Bewohner haben sich entschlossen, optimistisch zu sein!

Fra Mirko OFM, ich werde mir nie seinen Nachnamen merken können, ist einer der bekanntesten und aktivsten Menschen in Sarajevo. Daß es über ihn beim Schweizer oder deutschen Fernsehen noch kein Halbstunden-Porträt gibt, zeigt mir, wie Fernsehreporter in den nach Urin stinkenden Fluren des Fernsehgebäudes versackt sind und sich gerade mal zu einigen von der Heimatzentrale beauftragten Trips aufmachen. Fra Mirko ist für mich der Sarajevo-Bürger par excellence. Er arbeitet hauptsächlich in Dobrinja, in den Hochhäusern des Olympiadorfes, die ganz nah sind zur Frontlinie – nur 150 Meter davon entfernt, so daß die Menschen ihre Häuser nur noch von der Rückseite her verlassen können, oftmals nur über ein schmales Loch und dann eine wirkliche Hühnerleiter. Dort sind wir mit ihm am dritten Tag unseres Aufenthalts.

Fra Mirko kennt in Dobrinja alle. Er ist der einzige, der mir nicht dauernd zuflüstert: «Das hier ist ein guter Katholik, das ein ehemaliger Parteigenosse, das ist ein Serbe, der ist ein Freund des Mustapha Ceric, des Re'is ul-'ulemā' der Muslime ...», nein, sie sind alle ohne Unterschied arm, er hat für alle zu sorgen, und er tut es auf eine so bewunderungswürdige Art, indem er sich nie schont. Bei Mikro ist immer Bewegung, er rennt, er hat seine Franziskanerkutte entweder voll Brot oder – für die Kinder – Schokolade... «Kruh Svetog Ante» heißt beziehungsreich die kleine aktive Organisation des bosnischen Provinzials der Franziskaner P. Petar Anđelović: «Brot des heiligen Antonius»!

Wir fahren in Dobrinja in die Nähe des von der bosnischen Armee schwerstbewachten Tunnels von Hrasnica. Dieser ist der nicht zureichende, aber einzige Grund, weshalb die Sarajevo-Bürger zu Anfang 1995 sich entschlossen haben, optimistisch zu sein. Es ist einfach ein Entschluß. Der Entschluß ist wichtig, weil sie jetzt wissen, auch nach den Fernsehbildern von Grosny, daß sie keine wirkliche Hilfe in Form von Schutz für sich und ihre Kinder je von der europäischen Staatenwelt bekommen werden.

So haben sie sich entschieden, optimistisch zu sein. Wir schieben uns durch das Loch in das Haus, das direkt zur Frontlinie liegt, wir – Bischof Franz Kamphaus, Ivo Tomasević, Sekretär des Kardinals, Fra Mirko und ich – gehen die Treppe hinauf in die 4. Etage, zur Familie Petrović, Anka und Nenad, die aus Knin zum Studium nach Sarajevo kamen. Er ist heute Bauingenieur, sie ist Schneiderin, sie haben drei kleine Kinder. Heute am 3. Januar 1995 ist ein wunderbarer Tag, kein Schuß, keine Böllerei, nur das sanfte, schöne Dröhnen der «Rosinenbomber» vom UN-Flughafen hier gleich um die Ecke. Wie kann man hier zwei Jahre wohnen, leben, schlafen, essen – und nicht verrückt werden...? Nenad Petrović zieht sein Hosenbein hoch, zeigt uns die Prothese. Er mußte nach einem schweren Einschuß sein Bein amputieren lassen. Aber die Leidensgeschichte ist noch lange nicht zu Ende: Kaum war Nenad aus dem Krankenhaus hierher in die Hölle dieses Hauses, das mehr Beschuß und Kanonendonner erlebt hat als jede andere Ecke von Sarajevo, gekommen – da ging in einem pulverfreien Moment Anka aus dem Haus und wollte in dem von dem Haus geschützten Teil des Gartens etwas holen, da hatte sie jemand mit dem Zielfernrohr erwischt. Durchschuß durch beide Beine.

Kurz vorher war sie mit dem dritten Kind niedergekommen. Was für eine Mühe zusätzlich zu den unendlichen Schmerzen und Belastungen, die eine Schwangere schon hat: Als sie im siebten Monat schwanger war, wurde sie sehr unruhig und nervös. Sie schaffte es, in einem Auto dem Gebell der Heckenschützen in Richtung Koševo-Krankenhaus zu entkommen, dann hatte sie – ganz sicher, sie nickt – psychisch bedingt eine Frühgeburt. Das Kind Gordana kam in einen Inkubator, aber der kam dauernd zum Stillstand wegen Stromausfalls und Die-

selmangels für den Generator. Das Kind kam dennoch durch. Jetzt läuft es um den Tisch, versucht mein Mikrofon zu greifen.

Diese Menschen glauben nicht, daß sich die Europäer einen Ruck geben und hier wirklich sie zu schützen kommen. Nein, wirklich, das können sie sich nicht vorstellen. Auch nicht, daß der Krieg so schnell aufhört: «Jeder will der Sieger werden», sagen sie in richtiger Einschätzung der wütenden nationalen Militarisierung, die eingesetzt hat, nachdem erkennbar wurde, daß die internationale Schutztruppe nicht greifen wird...

### Neue Realpolitik – zynisch, aber normal

Die Realpolitik ist in Sarajevo wieder zum Zuge gekommen. Und Realpolitik hat immer etwas Zynisches, selten irgendeine Beimischung von Moral oder Menschenrechten. Man spielt mit Bevölkerungen. Ob sie Opfer von Terrorismus sind wie in Sarajevo, über 1000 Tage lang eingeschürt wie in einem Ghetto, oder wie in Grosny Objekt eines totalen Angriffs auf alles, was so eine Stadt für eine Zivilbevölkerung von einer halben Million hat. Es macht nichts: Der Stabilitätsfaktor Jelzin oder der Status quo zwischen serbischer Armee und der HVO und der BiH-Armee müssen gehalten werden. Menschenrechte?

Der Rückfall in das 19. Jahrhundert erscheint perfekt. Meister einer Blut- und Boden-, Schweiß- und Tränen-Politik war Otto von Bismarck, der mal die Baltendeutschen und die Elsässer und Lothringer hängenließ, mal sie als Faktoren im Spiel brauchte und mißbrauchte. Mal Polen als Pufferstaat gegenüber dem zu mächtig werdenden zaristischen Rußland brauchte, mal sie ganz draußen ließ: Die Polen waren für Otto von Bismarck Manövriermasse in seinem Spiel der Koalitionen und der Kabinette. Der Umstand, daß sich Preußen bei den polnischen Teilungen «neue polnische Untertanen mit gleicher, wenn nicht größerer Bereitwilligkeit wie deutsche» angeeignet hatte, machte ihm in der Innenpolitik zu schaffen. In der Zeit seiner Petersburger Botschaftertätigkeit erklärte Bismarck: «Ich habe alles Mitgefühl für ihre (der Polen) Lage, aber wir können, wenn wir bestehen wollen, nichts anderes thun als sie ausrotten.»

So offen reden die Diplomaten und Außenpolitiker nicht mehr, aber sie handeln so. Die Bosnier leiden darunter, daß man sie aufgegeben hat. Serbien soll nach dem Willen von Paris und London die Hegemonialmacht auf dem Balkan werden oder bleiben. Deshalb stützt die UNPROFOR in Bosnien eigentlich diesen Status Serbiens in Bosnien. Denn was immer bei den 31 Waffenstillständen und sonstigen Vereinbarungen deutlich wurde: Die Waffen abgeben und sich zurückziehen muß immer nur eine Seite, die des Verteidigers, die Armee von Bosnien-Herzegowina. In Srebrenica bestand der «Erfolg» darin, daß die Bosnier ihre Waffen abgeben mußten, um in trügerischer Ruhe gelassen zu werden. Zur Jahreswende in Sarajevo setzten die Vermittler der «Kontaktgruppe» wieder darauf, daß die bosnische Armee, die immerhin ihr Ghetto Sarajevo verteidigt, sich vom Berg Igman zurückzieht.

Wir sind am Tag nach Neujahr in Sarajevo, es ist bei mörderischer Kälte eine gute Gelegenheit, sich ein Bild von diesem Ghetto zu machen, weil es in diesen Tagen abenteuerlich ruhig ist: als ob es selbst den Heckenschützen zu kalt wäre ... So kommen wir bis nach Dobrinja an die Frontlinie. Auf allen Seiten ist Sarajevo von serbischen Stellungen und Geschützen bedroht, die man sogar bei der klaren Luft dieses Tages mit bloßem Auge sehen kann. Nur auf einer Seite hat Sarajevo einen «natürlichen» Ausweg: über den Igman-Berg. Und die Forderung der Serben und der UNPROFOR geht eindeutig dahin, daß die Armee von Bosnien-Herzegowina diesen einzigen Ausweg verlassen und aufgeben soll.

Hierzulande weiß niemand so recht, was diese Forderung bedeutet, wenn er davon hört. Wenn ich es aber jemandem erkläre oder jemand wie Bischof Franz Kamphaus das mit eigenen Augen sieht, wird er stutzig. Das ist ja die Aufforderung zur Selbstaufgabe.

Gleichzeitig gärt das Mißtrauen unter den Parteien in Sarajevo. Der Kardinal versucht mit den Kroaten wieder die Elementarschule einzuführen, die katholische! Der Franziskaner-Provinzial hat seine Einwände: Gerade die Grundschule sollte das einzige Bindemittel sein, das die Menschen wieder zusammenführt. Wenn es überhaupt noch eine Zukunft gibt für das alte Sarajevo. Wir sind uns einig, daß das Wort «multikulturell» schlecht klingt und in die Irre leitet, denn das Wort bestätigt nur etwas, was im Begriff kulturell schon angelegt ist. Der slowenische Schriftsteller Drago Jancar hat es im Dezember bei einer literarischen Veranstaltung in Zagreb gesagt. Alle Kultur – jedenfalls in Europa – war bisher eine Mischform, benutzte andere Kulturen, die Literatur war in ihren höchsten Ausprägungen Weltliteratur. Kann man sich Goethe ohne Kontakt zu anderen Kulturen vorstellen?

Vor dem Flug nach Sarajevo waren wir über die neue Autobahn nach Novska gefahren, Zeichen dafür, daß Menschen auch in verfeindeten Aggregatzuständen manchmal bereit sind, über ihre Schatten zu springen. Die neue Autobahn ist die alte. Aber eben, drei ganze Jahre war sie von den Krajna-Serben militärisch abgesperrt. Der gesamte innerkroatische Verkehr mußte mit einer doppel- und dreifach so langen Landstraßen-Umleitung nach Kutina über Virovitica, Našice, Dakova, Vinkovci geführt werden. Das war für mich das Zeichen, wie der verblödende Schwachsinn des Nationalismus auch wirtschaftliche Einbußen in Kauf nimmt. Diese Umleitung war ähnlich, wie wenn man von Köln nach Frankfurt nicht die direkte Autobahn fährt, sondern einen Umweg über Hannover macht... Dort hatten wir die Flüchtlinge in einem bitter kalten Rubb-Zelt der jordanischen Blauhelme erlebt. Die Kälte kriecht die drei Stunden, die wir bei ihnen verbringen, nicht weg. Die Luft ist entsetzlich, von Zeit zu Zeit prustet an der Stelle, an der wir sitzen, von einem Heizungsrohr kochend heiße Luft herein, die in dem riesengroßen Zelt allerdings nach oben unter das Zeltdach geht. Hier wie in dem Transitlager im kroatischen Ivanić Grad (40 km südöstlich von Zagreb), wo diese Vertriebenen aus Banja Luka und Prijedor in einer Art Turnhalle alle aufeinander sitzen, schlafen, wohnen – sich selbst organisieren –, haben wir denselben Eindruck. Das sind Menschen, die unsere Politiker *nie* erleben. Bischof Kamphaus und Nenad Popović, der Zagreber Verleger, wir sitzen an einem Tisch. Ohne jede Ordnung tritt immer wieder einer der Vertriebenen hervor oder redet wie aus

der Kulisse, wir haben das Gespür, das sei die spannendste griechische Tragödie, die wir je gesehen haben. Es treten Menschen vor, die in Omarska oder Keraterm als Häftlinge in einem Konzentrationslager waren. Ja, wir Deutschen zucken bei dem Wort, aber diese Menschen sind keine Deutschen, sondern bedrohte, vor Vernichtung zitternde Muslime, die ihre Nachbarn und Freunde neben sich erschlagen gesehen haben. Sie – so erzählen andere – sind Menschen fünfter Klasse, «Balja», werden sie mit dem Schimpfwort genannt. Dies bosnischen Muslime sagen: «Konzentrationslager.»

Diese Menschen sollen nicht einfach ausreisen dürfen. Es ist wie damals mit den Juden im Deutschland der Nazis. Die Ausreise soll schikanös und «ordentlich» verlaufen, mit viel herausgepreßtem Geld. Diese Bewohner von Banja Luka und Sanski Most müssen ihre Häuser und Herden dem serbisch-bosnischen Staat überschreiben. Damit sie das tun können, was ihnen da gnädiglich gewährt wird, müssen sie bei der serbischen Behörde die letzte bezahlte Stromrechnung präsentieren. Um diese Rechnung präsentieren zu können, müssen sie diese zu einem Preis von DM 500,- bei einem Rechtsverdreher beglaubigen lassen...

Eine abgehärmte Mutter tritt vor den Tisch, sie hat ihren Sohn nicht mehr, er ist verschwunden, er ist einfach nicht mehr da, sie macht diese schrecklich beschämende Armbewegung, um die ersten Tränen, die da sofort kommen, abzuwehren. Ein anderer legt einen Zettel auf den Tisch, worauf das Entlassungsdatum aus dem KZ Trnopolje zu lesen ist. Dann kommt jemand lächelnd, wie wirr und irr, herein, legt ein offenbar selbstgehäkeltes Deckchen auf den Tisch, das er uns schenken will als einziges Zeichen seiner Dankbarkeit. Ja, wir sehen diesen Mann, er nimmt von dem, was an Beratung oder griechischer Tragödie im Stil der «Antigone» hier vor sich geht, nichts wahr, er will nur sich bedanken, daß er aus der Hölle heraus ist: «Izlaz iz pakla», Ausgang aus der Hölle.

Dies ist eine humanitäre Katastrophe wie keine andere seit 1950: In Bosnien werden die Menschen nicht zu Zehntausenden verhungern wie in Äthiopien oder Somalia. In Bosnien werden die Menschen auf Dauer wahnsinnig. Würden Helmut Kohl, John Major, François Mitterrand u.a. einmal die Chance haben, die unglaublichen Schicksale dieser Menschen, die uns bis in die Nacht und die Träume berühren und bedrohen, zu erleben, sie würden ihre Politik ändern. Ich bin ganz sicher. Aber keine Sorge, sie werden sich das nicht zumuten. Oder wenn, dann mit einer großen Schar an Fernseh- und Zeitungsreportern und einem Blitzlichtgewitter, das es ihnen nicht erlaubt, so etwas zu erfahren.

## ORIENTIERUNG erscheint 2x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Information  
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

### Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, Postfach, CH-8059 Zürich  
Telefon (01) 201 07 60, Telefax (01) 201 49 83

Redaktion: Nikolaus Klein, Karl Weber,

Josef Bruhin, Werner Heierle, Josef Renggli†, Pietro Selvatico  
Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

### Preise Jahresabonnement 1995:

Schweiz: Fr. 48.- / Studierende Fr. 32.- (inkl. Mwst.)

Deutschland: DM 56.- / Studierende DM 38.-

Österreich: öS 410.- / Studierende öS 280.-

Übrige Länder: sFr. 44.- zuzüglich Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 60.- / DM 70.- / öS 500.-

### Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8

Deutschland: Postgiroamt Stuttgart / (BLZ 600 100 70)

Konto Nr. 6290-700

Österreich: Z-Länderbank Bank Austria AG, Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),

Konto Nr. 473009 306, Stella Matutina, Feldkirch

Druck: Vontobel Druck AG, 8620 Wetzikon

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

## 1995: Grosny

Auf dem Heimflug nach Frankfurt lese ich in Leo Tolstois Erzählung «Hadschi Murad», die uns Lew Kopelew zur Einführung in den Tschetschenien-Krieg empfohlen hatte. Wir sind erschüttert, wie aktuell Tolstoi die Konflikte zwischen den kriegerischen und stolzen Tschetschenen und den russischen Besatzern beschrieben hatte: «Major Butler hatte den Aul mit seiner Kompanie bald erreicht. Nicht ein Einwohner war zu sehen. Die Soldaten erhielten den Befehl, das Getreide, das Heu und sogar die Hütten zu verbrennen. Ein scharfer Rauch verbreitete sich bald überall. In diesem Qualm liefen die Soldaten geschäftig hin und her, schleppten aus den Hütten heraus, was sie dort fanden, und hatten es vor allem auf die Hühner, die die Bergbewohner nicht hatten mitnehmen können, abgesehen, die sie teils einfingen, teils abschossen. Die Truppen formierten sich hinter dem Aul zu einer Kolonne, wobei Butlers Kompanie die Nachhut bildete. Kaum hatten sie sich in Bewegung gesetzt, als die Tschetschenen wieder auftauchten, ihnen folgten und Schüsse nachsandten.»

Realität im Jahre 1995, 1995 nach Christus, 50 Jahre nach dem letzten Weltkrieg, 49 Jahre nach Gründung der Vereinten Nationen und nach der UNO-Charta.

Rupert Neudeck, Troisdorf b. Köln